



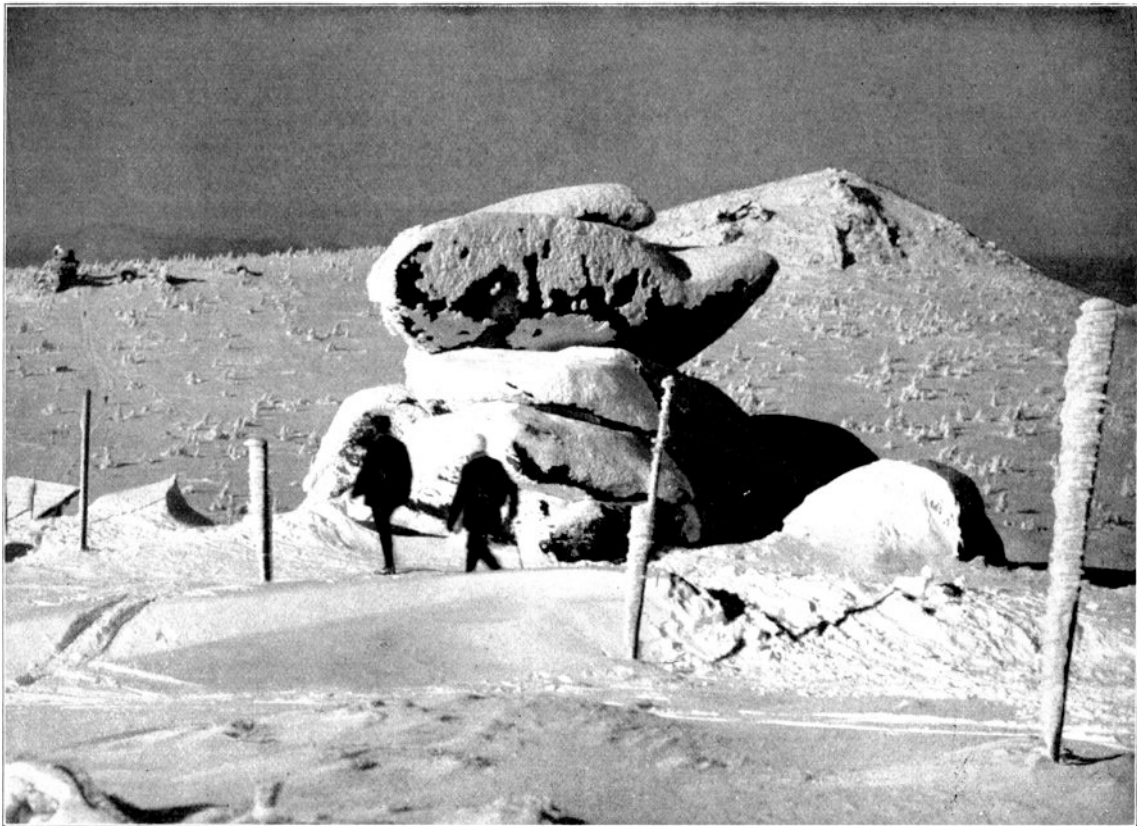
Schlesisches Mädchen
Nach einer Radierung von Georg Zahn

Stetliche Chronik

A black and white illustration of a man with a long, flowing beard and a simple, textured tunic. He stands on a large, open book that is curved like a wing. The man's right hand rests on the book's spine, and his left hand is on the page. The book is thick and has many pages. In the bottom left corner of the illustration, there is a small signature 'W. 08'.

6. Jahrgang Nr. 10

15. Februar 1913



Die Quarzsteine im Riesengebirge im Winter

phot. August Hübner in Hirschberg





phot. Mielert in Sprottau

Das Königliche Schloß in Glogau

Unsere Beilagen

In dem jetzt schon recht umfangreichen graphischen Werke Georg Jahns, dessen opus I ein „Weiblicher Akt“ vom Jahre 1897 ist, finden sich sieben Blätter mit schlesischen Motiven, figürlichen, wie landschaftlichen: Riesengebirgsbauer, Berglandschaft bei Hain, Steinkoloffe, Margaritenwiese, Waldbach und die beiden auf Beilage 21 und 22 wiedergegebenen, von denen die stimmungsvolle Kynastpartie, im Original ein prachtvolles, großes Blatt von jattbrauner Färbung, mit zu den neuesten Arbeiten des Künstlers gehört. Hingeführt zu diesem Stoffgebiete wurde er durch seinen unlängst verstorbenen Freund Müller-Breslau, mit dem er oft im Riesengebirge studienhalber gewesen ist, und wohin er jetzt noch manchmal Schneeschuh laufen kommt. Ja, er selbst bezeugt es, daß die landschaftlichen Motive zu seinen Figurenkompositionen fast durchweg aus dem Reiche Rubezahl stammen. Georg Jahn ist also ein gewichtiger Zeuge dafür, daß unser Land in seiner Natur und seinen Menschen Werte besitzt, die auch eine fremde Künstlerseele gefangen nehmen können; denn er ist Sachse von Geburt. Seine Wiege stand in Meißen, wo er seine erste Lehrzeit als Maler in der dortigen Porzellanmanufaktur verbrachte. Auf der Kunstakademie in Dresden und der Kunstschule in Weimar hat er dann seine künstlerische Ausbildung erhalten. Neben der Malerei wandte er sich der Illustration als Brotarbeit zu, die ihn in Berührung mit der Griffelkunst brachte, der er sich seitdem vollständig verschrieben hat. Aber in der Weichheit, Geschmeidigkeit und Tonigkeit seiner graphischen Blätter zeigt er sich noch als Maler. Daneben ist seine zeichnerische Arbeit so genau und sorgfältig, wie überhaupt denkbar. Auch sein technisches Können hat die volle Reife erlangt.

So bedarf es keines besonderen Lobes gegenüber den beiden hier veröffentlichten, ausgezeichneten Blättern: des angenehmen weiblichen Kopfes in der zierlich gestickten schlesischen Bauernhaube, und des nicht romantisch aufgepuhten, sondern in voller Ehrlichkeit und Schlichtheit wiedergegebenen Landschaftsbildes.

Schon vor neun Jahren — und der Künstler hat sich seitdem zum Meister der Nadel und Roulette weitergebildet — nannte ihn Erich Haemel einen rüstigen und festen Wahrheitskfinder und Schönheitsfucher von deutschem Fleiß und deutscher Ehrlichkeit des Strebens. B.

Aus großer Zeit

Das Königliche Schloß in Glogau. Weder Formenpracht noch ungewöhnliche Größe zeichnen dieses altehrwürdige Gebäude aus; doch vermag es den Blick zu fesseln durch seine beherrschende Lage hoch über dem blinkenden Wasserspiegel der Oder und durch den ruhigen Zweitlang der Farben, das Weiß der Mauern und das Grün der alten Festungswälle, welche das Schloß umgeben. Ueber das massige Viereck seiner stumpfen Wächer schaut niedrig ein runder, zinnengekrönter Turm. Mehr als das Schloß hat seit langen Zeiten dieser geheimnisvoll von den weißen Baulichtern umschlossene, rote Turm das Interesse des Volkes gefesselt, und in der Tat, kein mittelalterlicher Schauerbericht kann seine traurige Berühmtheit übertreffen. Ließ doch in ihm, dem einzigen Reste des älteren Schlosses, der grausame Herzog Johann II. von Sagan und Glogau 1488 sieben Glogauer Ratsherren verhängen, weil sie angeblich verräterisch an ihm gehandelt hatten. Der Turm ist darum im Volksmunde allgemein als „Hungerturm“ bekannt, und genug der Sagen und Lieder künden noch heute von jener traurigen Begebenheit.

Das neue Schloß aber, das im siebzehnten Jahrhundert erbaut wurde, ist in noch ganz anderer Hinsicht berühmt geworden. Beherbergte es doch zu dreien Malen Napoleon, den gefürchteten Korsen! Das erste Mal war es am 16. Juli 1807, als der Kaiser hier mit großem Gepränge empfangen wurde. Er kam von Tilsit her. Vor der östlichsten Oderbrücke war eine Ehrenpforte errichtet, und die Glogauische Besatzung bildete von hier bis zum Schlosse Spalier; Kanonen domerten von den Wällen, und die Glocken aller Kirchen mischten ihre Klänge in das Dröhnen der Geschütze. Doch dem hohen Herrn beliebte es damals, sich äußerst ungnädig zu zeigen; er würdigte die zu seinem Empfange auf das Schloß befohlenen preussischen Behörden und Stände keines Blicks, schritt bedeckten Hauptes durch das Versammlungszimmer in das für ihn bereitete Gemach und speiste dort allein, nur von seinem Leibknecht bedient. Nach Aufhebung der Tafel, während welcher die versammelten Vertreter der französischen und preussischen Behörden zwei Stunden im Vorzimmer gewartet hatten, trat der Kaiser zu ihnen, sprach einige rücksichtslose, demütigende Worte und — reiste ab. Am Tage darauf weilte Tappelerand, der machtvolle französische Staatsminister, als Gast im Schlosse, mit ähnlichen Ehren wie der Kaiser empfangen.

Fünf Jahre später sah das Schloß Napoleon zum zweiten Male. Ihm voraus war der König Jerome von Westfalen gereist, der gleich seinem kaiserlichen Bruder die Stände mit Nichtachtung behandelte, sehr gut aß und trank, was die Stadt nicht weniger als 1200 Taler kostete, und dann nach Kalisch weiterreiste. Am 30. Mai 1812, früh um drei Uhr, kam der Gewaltige selbst an. Er war auf dem Wege nach Rußland. Nach der Ankunft schlief er eine Stunde, frühstückte mit dem Feldmarschall Grafen von Kaltreuth und dem Prinzen von Neufchatel

zeigte sich jetzt auch, da Preußen mit ihm verbündet war, huldvoller als früher, ließ sich die Mitglieder der Behörden und einige Herren vom Adel aus der Umgegend Glogaus vorstellen, besichtigte die Mälle und reiste nach Rußland weiter.

Und ein drittes Mal noch sollten die Mauern des königlich preussischen Schlosses Napoleon umfassen. Monate waren vergangen; man hörte von der nach Rußland gezogenen großen Armee nichts mehr, Napoleon und sein Heer schienen verschollen. Da plötzlich, eines Winterabends, am 12. Dezember 1812, lief das Gerücht um, Kaiser Napoleon sei eben in Glogau angelangt. Weder Ehrenpforten noch Glockengeläut oder Kanonenschall und versammelte Stände empfingen den Kaiser diesmal. Eine Stunde vorher erst war durch einen Kurier dem Gouverneur des Schlosses die Ankunft eines „Herzogs von Vizenza“ angemeldet worden. Der Gouverneur geleitete den in einem bedeckten Schlitten ankommenden Gast ins Schloß; dieser schritt durch die Gemächer bis in das ihm schon bekannte, entledigte sich hier seiner dicken Pelzvermummung, aß etwas, ruhte dreiviertel Stunden und reiste um zehn Uhr desselben Abends in bekender Eile nach Dresden weiter. Von den hundert Mann, die den Kaiser begleiteten, sollen in dieser durch sibirische Kälte ausgezeichneten Nacht nur sieben — und diese noch dazu mit erstarnten Gliedern — bis Haynau gelangt sein; die übrigen hatte die grauenvolle Nacht getötet oder zum Ritt unfähig gemacht. . . .

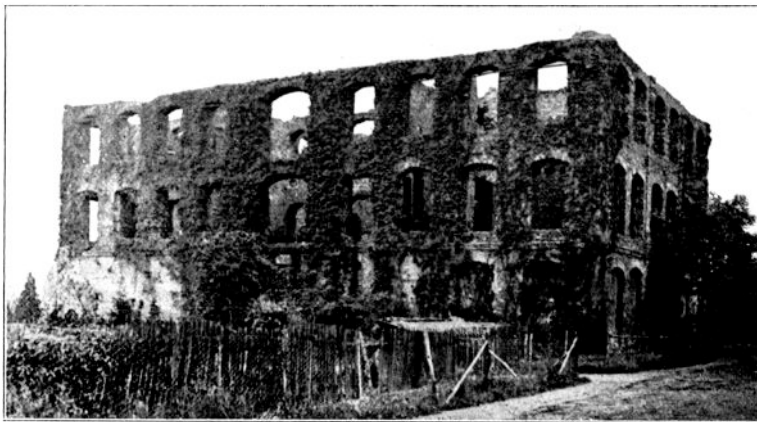
Doch, während andere Städte schon längst vom Franzosenjoch befreit waren, mußte das seit 1806 schwer geprüfte Glogau die Last noch weiter tragen. Erst mit dem 17. April 1814 zogen die letzten Franzosen aus der Stadt. Sieben und ein halbes Jahr hatte man mit innerer, doch ohnmächtiger Erbitterung die Not ertragen müssen, und selten mag ein Lied mit größerer Bewegung sein, als das „Nun danket alle Gott“, welches an jenem Tage vom Rathausurm erscholl und das endliche Aufatmen Glogaus verkündete.

F. Mielert

Schlesische Befreiungspläne 1813. Der Abschluß der Konvention von Taurroggen erweckte allgemein in Preußens Gauen den Gedanken an die Errichtung der Landwehr und freiwilliger Jägerkorps. Eine ganze Anzahl von Vorschlägen hierfür ging von schlesischen Patrioten aus. Unter anderem erbet sich am 5. Januar 1813 Hauptmann von Busse in Breslau, ein Volontär- und Freikorps der Provinz Schlesien aus eigenen Mitteln mit Unterstützung von Standesgenossen zu organisieren. Fünf Wochen später trat der Breslauer Regierungspräsident von Lüttich als erster mit dem Plane der Errichtung der Landwehr hervor. Eigenartig war der Antrag eines bei Löwenberg ansässigen Adligen. Er wollte aus den Wilddieben des schlesischen Gebirges eine freiwillige Jägerschar bilden, die den Namen „Raubschützen“ führen sollte. Die vom Könige damals bereits eingesezte Rüstungskommission befaßte sich auch mit dem Projekt, ließ es aber fallen, da man mit Recht von diesem zweifelhaften Menschenschlange Disziplinlosigkeit befürchtete. Den Beschluß der Vorschläge machte am 10. März 1813 Hauptmann von Reiche in Breslau mit seiner Anregung zur Bildung eines ausländischen Jägerkorps. M. Friebe

Alttertümliches

Die Schloßruine in Zirlau. Der Reisende, der vom Waldenburger Berglande hinab zur schlesischen Ebene



phot. F. Anders in Fellhammer

Die Schloßruine in Zirlau bei Freiburg

fährt, sieht hinter Station Freiburg auf der linken Seite die Ruine eines mächtigen Bauwerks, des Zirlauer Schlosses, dessen Baustil auf ein nicht zu hohes Alter schließen läßt. Daß das Schloß niemals vollendet und bewohnt worden ist, dürfte wenigen bekannt sein. In Zirlau weilten früher die Grafen von Hochberg mit Vorliebe. Ein Graf von Hochberg beschloß deshalb, in der Nähe seines Herrensitzes einen Sitz für die Witwen der Grafen von Hochberg zu bauen. Er starb aber während des Baues 1755 ohne Testament. Der Bau war bis zum dritten Stock gediehen, als ein Streit zwischen den Erben ausbrach. Die Witwe des verstorbenen Grafen forderte ihren Wittwensitz; doch die Miterben wollten zu dessen Vellendung nichts beitragen. Die Oberamtsregierung in Breslau ordnete die Vellendung des Neubaus an. Durch den siebenjährigen Krieg kam der Bau nicht zur Vellendung. Die Russen, die 1761 in Zirlau lagerten, rissen Balken und Bretter für ihre Wachtfeuer aus dem Bau. Sie sollen sogar der Sage nach den Grundstein ausgegraben haben, um in den Besitz der darin eingeschlossenen Münzen zu kommen.

F. Anders

Funde

Urnenfund bei Bremberg, Bezirk Liegnitz. Beim Ausschachten von Sand fand der Besitzer Schnabel in Bremberg auf seinem an der Chaussee von Breckelsdorf nach Altjauer liegenden Grundstück unweit der Kapelle eine Anzahl Urnen, herrührend von slawischen Ansiedlungen an der Neiße. In der Mitte befand sich ein großer, aus Ton geformter und mit Verzierungen versehener Topf, der mittels eines Deckels verschlossen war. Um diesen lagerten eine Anzahl kleinerer Gefäße.

Einbaumfund bei Niewodnit. Ein interessanter Fund wurde in einem Teiche in Niewodnit bei Oberglogau gemacht. Eine Eiche, die beim Ausfischen des Teiches hinderlich war, wurde gehoben. Unter der Eiche fand man dann einen Einbaum, der offenbar Hunderte von Jahren dort gelegen haben muß, und der über sieben Meter lang und einen Meter breit ist.

Bauten

Das katholische Lehrerinnenseminar in Breslau. Im Oktober vorigen Jahres ist in Breslau der Neubau des katholischen Lehrerinnenseminars eingeweiht worden. Das außerordentlich stattliche Gebäude steht an der Sprudel- und Fortstraße. Die Hauptfront ist nach der Sprudelstraße gerichtet. Wie unser Bild zeigt, ist der Bau in einfachen großen Linien gehalten und durch ein hohes Giebeldach gekrönt. An die Vorderfront schließt



phot. Hallama in Breslau

Das neue katholische Lehrerinnenseminar in Breslau

sich seitwärts das schmutze Wohnhaus des Direktors an. Die Hinterfront umfaßt mit zwei Flügeln den gartenreichen Schulhof. Grünanlagen mit hohen Lebensbäumen führen zum Haupteingange des Seminars; über dem Portal breitet der preußische Adler seine Schwingen aus. Durch eine eisenbeschlagene Eichentür tritt man in das Innere. Die langausgedehnten Korridore und das Treppenhaus sind licht und luftig, freundlich in Weiß gehalten, mit dunkelgrün gestrichenen Paneelen. Fluchten von Zimmern und Sälen öffnen sich in allen Stockwerken. Aula, Musikzimmer, Speisezimmer, Turnsaal, Reichenaal, Physikzimmer, Handarbeitszimmer, die Klassen für die Mittelschule, die Präparandie und das Seminar, Schlafsäle für das Internat, Wasch- und Baderäume, die Räume für die Oekonomie, Wohnzimmer für Lehrerinnen, alles dies beherbergt, praktisch angelegt, das stattliche Haus, und überall sieht man Zweckmäßigkeit und Geschmack trotz aller Schlichtheit der Ausführung. Die Klassenzimmer sind mit den erprobtesten Bänken ausgestattet und mit Bildern, die für die verschiedensten Altersklassen passen; so hängen in der letzten Klasse der Mittelschule reizende Kinderbilder. Die Aula ist der Schmuck des Hauses. Hohe grüne Holzpaneele ziehen sich an den Wänden entlang, die Decke ist lackiert und gelbbraunlich abgesetzt, die hohen Fenster sind bunt und bleiverglast. Eine hochgewölbte Nische schließt den Altar ein, der bei weltlichen Feiern durch einen Vorhang verhüllt wird. Ein Flügel und ein Harmonium sind auf der Galerie aufgestellt. In dem Seminar befinden sich neunzig junge Mädchen im Internat. Der prächtige Monumentalbau, der 568 000 Mark gekostet hat, ist mit einer kirchlichen und einer weltlichen Feier eröffnet worden. Die kirchliche Feier war ganz intern. Zu den Feierlichkeiten waren: als Vertreter des Kardinals Professor Dr. Sprotte, als Vertreter des Provinzialschulkollegiums Provinzialschulrat Stein, als Vertreter der Regierung Regierungs- und Schulrat Dr. Starter und Geh. Regierungs- und Baurat Maas erschienen. Provinzialschulrat Stein übergab die Anstalt Direktor Esser, der darauf die Festrede hielt. G. H.

Die neue Offiziersspeiseanstalt des 58. Regiments in Glogau. Da die Festung Glogau von jeher eine starke Garnison beherbergt, so mußte auch für das Offizierkorps eine geeignete Erholungsstätte geschaffen werden. Das bisherige Offizierskasino neben der alten Kommandantur wurde lange Zeit von allen Offizieren der Garnison benützt, bis in den letzten zehn Jahren zuerst das Offizierkorps der Fußartillerie, dann das der Feldartillerie und

zuletzt das der Pioniere in eigene Kasinos übersiedelten. Nun hat auch das seit 55 Jahren mit der Geschichte Glogaus eng verbundene 58. Infanterieregiment das alte Heim verlassen und ist mit Beginn dieses Jahres in die neue Offiziersspeiseanstalt übergesiedelt. Nach dem wiederholt ausgesprochenen Wunsche des Kaisers soll ein behagliches Heim den Offizieren ermöglichen, namentlich denjenigen, die kein eigenes Heim besitzen, nach den Anstrengungen des Tagesdienstes in schlichter, angemessener Weise Geselligkeit zu pflegen. Als daher durch die Entfestigung Glogaus eine Reihe guter Baustellen freigegeben wurde, trat die Militärverwaltung 1905 an den Magistrat mit der Bitte heran, für den Stab und zwei Bataillone des 58. Regiments eine neue Offiziersspeiseanstalt zu erbauen und der Militärverwaltung zu ver-

mieten. Doch erst 1910 kam ein Vertragsentwurf zustande, wonach die Stadt auf einem 3000 Quadratmeter großen, vor dem Breslauer Tor gelegenen Platze für das Regiment ein Offiziershaus erbauen und die Militärverwaltung es auf die Zeit von dreißig Jahren für den jährlichen Mietspreis von 5999 Mark von der Stadt mieten sollte. Am 16. Dezember 1911 war in feierlicher Weise der Grundstein zum Neubau gelegt worden. Am 4. Januar dieses Jahres fand im Beisein der militärischen, städtischen und staatlichen Behörden die Einweihung statt. Eingebettet in das Grün der städtischen Anlagen, erhebt sich das stattliche Gebäude an einem der schönsten Plätze der Stadt, an dem Ufer des Rauschwihbaches, dem freundlich gelegenen Friedenthal gegenüber, ungefähr in der Mitte zwischen den beiden Kasernements des ersten und zweiten Bataillons. Stadtbaurat Wagner, dem die Stadterweiterung manchen Schmuck verdankt, hat auch in der neuen Offiziersspeiseanstalt ein Werk geschaffen, das mit feinem Kunstempfinden und tiefem Verständnis für die Erfordernisse eines Offiziersheims ausgestattet ist. Am Bau und der inneren Ausgestaltung und Ausschmückung waren ausschließlich einheimische Firmen beteiligt. Durch das vorgelagerte, mit Kupfer gedeckte Hauptportal gelangt man in die freundliche Diele, dann zur Kleiderablage und zu den Dienstzimmern für den Geschäftsführer und die Ordemanzen. Im Erdgeschoß befindet sich ferner das sehr anheimelnd ausgestattete Frühstückszimmer. In den oberen Räumen fesselt uns vor allem der Speiseaal mit einer Bühne für die Kapelle. Ein Gesellschaftszimmer mit vornehmer Ausstattung und ein Wintergarten folgen. Möge das von der Stadt Glogau so wohllich eingerichtete Heim immerdar eine Stätte edler Gastlichkeit und ein sichtbares Zeichen des guten Einvernehmens zwischen Militär und Bürgerschaft sein!

B.

Jubiläen

200jähriges Jubiläum der evangelischen Kirche in Loffen, Kr. Trebnitz. Am 15. November 1912 feierte die evangelische Kirchengemeinde zu Loffen das 200-jährige Bestehen ihres Gotteshauses. Die Kirche, ein Fachwerkbau, wurde 1712 nach langem Streite mit dem Breslauer Vinzenzstift mit einem Kostenaufwande von 5250 Talern erbaut, nachdem bei dem Konfessionshader ein einige Jahre vorher errichtetes Gotteshaus niedergefallen war. Anfangs hatte die Kirche keinen Turm, sondern benutzte, einem Abkommen gemäß,

das Geläute der katholischen Kirche. Erst 1776 wurde für 2750 Taler ein eigener Turm erbaut. Die Bauart kann aber keine sehr gute gewesen sein; denn bereits nach einem halben Jahrhundert waren die ersten Ausbesserungen am Gotteshaus erforderlich. Größere Reparaturen mußten bei Gelegenheit der Feier des 150- und des 200jährigen Bestehens vorgenommen werden. Im vorigen Jahre wurde das Innere neu gemalt, und Fenster und Gestühl wurden erneuert bzw. ausgebessert. Ferner hat das Gotteshaus ein neues Dach erhalten. Auch der sehr schadhafte Turm wurde gründlich instand gesetzt. Dabei mußte der Knopf abgenommen werden, und bei dieser Gelegenheit wurde zu den drei darin enthaltenen Urkunden eine vierte hinzugefügt. — An der Zweihundertjahrfeier nahmen u. a. als Gäste teil: der Landrat und der Superintendent des Kreises, der Generalsuperintendent und die Geistlichen des Trebnitzer und des benachbarten Oelser Kreises.

R. Nitsche

Gartenbau

Gartentunst in Oberschlesien. Seit einigen Jahren ist die Gartentunst in Oberschlesien im Aufblühen begriffen. Der klarste Beweis hierfür ist die Stadt Beuthen, die eine besondere Gartenverwaltung einrichtete und durch Anlegung von Schmuckplätzen und Straßenpflanzungen das Stadtbild wesentlich verschönerte. (Siehe Jahrg. VI, Seite 17.) Auch Gleiwitz strebt in dieser Beziehung vorwärts, obwohl sein Stadtpark nicht die Ausdehnung des Beuthener hat. Die schönen Schmuckanlagen am Klodnikanal bilden hier die wirksamste Zierde. Auch Kattowitz weist in gartenkünstlerischer Hinsicht vieles auf. Namentlich wird hier der schon viele Jahre bestehende Südpark landschaftlich besser ausgestaltet. Sogar das rauchgeschwängerte Königshütte hat sich in den sehenswerten Anlagen auf dem Redenberge und vor dem Rathaus einen besonderen Schmuck beigelegt. Ähnliches gilt von Leobschütz, Neustadt, Reisse und Oppeln. In all diesen Städten hat man auch ein besonderes Augenmerk auf die Einrichtung von Schrebergärten gerichtet. Aber nicht nur in den Städten befinden sich ausgedehnte Garten- und Parkanlagen, sondern auch viele ober-schlesische Magnaten-sitze bieten in gartenkünstlerischer Hinsicht Bedeutendes. Hier sind ganz besonders zu nennen: Neudeck, Slawentzsch, Pleß, Dobrau, Moschen und Tillowitz. Sämtliche Schlösser zeigen Anlagen, welche zum Teil alte Bestände und sehr viele seltene Bäume bergen. Scholz

Feldbau

Schlesiens Tabaksbau. Vor zwanzig Jahren beschäftigten sich mit dem Tabaksbau in Schlesien fast 12 000 Pflanzler. Im Jahre 1911 waren es nur noch 2000. Ebenso ist die Anbaufläche von 17 000 Ar auf nur 12 000 Ar zurückgegangen. Der Rückgang ist auf Kosten der Kleinbetriebe geschehen; er betrifft hauptsächlich diejenigen Pflanzler, die unter einem Ar bebauten. Deren Zahl sank von 10 000 auf 1500 herab. Diese Erscheinung, die sich im Reiche überall wiederholt, wo kleine Landwirte sich im Tabaksbau eine lohnende Nebenarbeit beschaffen, ist um so mehr zu bedauern, als der ganze einheimische Tabaksbau zu gunsten des ausländischen (Domingo) zurückgegangen ist. Es handelt sich hierbei um einen nicht geringen Verlust an nationaler Arbeit



phot. Beck in Slogau

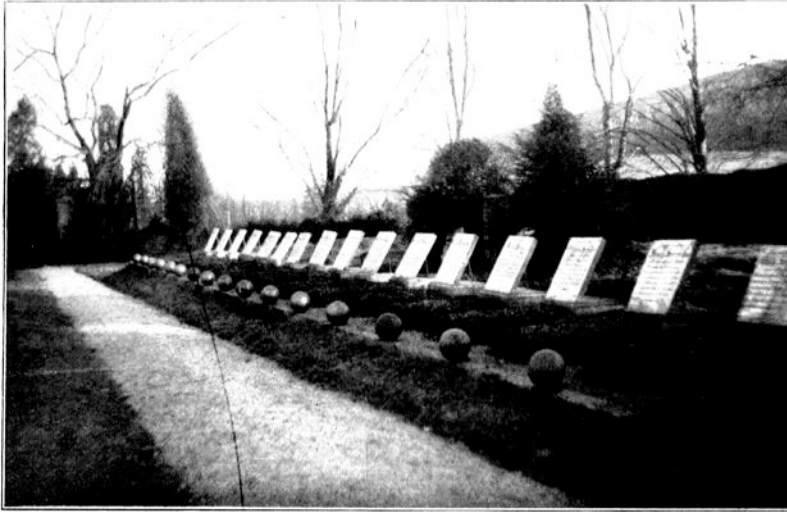
Die neue Offiziersspeiseanstalt des 58. Regiments in Slogau

und nationalem Vermögen. Wenn der schlesische Tabak auch im Verhältnis zum badischen oder elsässischen keine außerordentliche Menge ausmachte, so waren es doch vor zwanzig Jahren 250 000 Kilogramm im Werte von 187 000 Mark, 1910 nur noch 164 000 Kilogramm im Werte von 96 000 Mark. Unter diesen Umständen erscheint die Steuer auf deutschen Tabak bedenklich.

Unter den schlesischen Kreisen hat sich allein im Kreise Ratibor ein ausgebreiteter Kleinanbau erhalten; von den dortigen 1510 Pflanzern (im Jahre 1910) hatten 1066 unter einem Ar Tabakland. Ratibor hat auch mit 6375 Ar die größte Anbaufläche. Daneben kommt nur noch Breslau-Süd mit 4432 Ar in Betracht, wo sich der Tabakbau aber in der Hand von nur 294 Personen konzentriert. Dieser Kreis hatte den größten Ertrag: 107 000 Kilogramm mit einem Werte von 64 556 Mark. Im Kreise Ratibor wurden nur 51 000 Kilogramm geerntet und 28 254 Mark dafür gezahlt. Nach dem Hektarertrag, wie auch qualitativ, machte der Kreis Schweidnitz die beste Ernte. Dort erzielte der Doppelzentner 81,76 Mark, im Kreise Oels 75,22 Mark und in Breslau-Süd 60,18 Mark. Schweidnitz, das „schlesische Havanna“, erntete vom Hektar 2653 Kilogramm, Oels 2481 Kilogramm, Breslau-Süd 2421 Kilogramm. Am geringsten stand die Qualität von Breslau-Nord (38,40), mit dessen Billigkeit sich das Oelser Kraut (38,55) streitet. Im allgemeinen reichen alle diese Preise an die west- und süddeutschen nicht heran, wenn auch einzelne Parzellen ein so gutes Kraut ergaben, daß mancher Raucher, der eine Importe bezahlt hat, sehr erstaunt sein würde, wenn ihm der Fachmann erklärte, daß in seinem Havanna-Deckblatt eine gute „Schweidnitzer Einlage“ sitze.

Industrie

Ehrung. Der Firma Beudelt & Co., Fabrik für Brückenbau und Eisenkonstruktionen in Grünberg, ist die Staatsmedaille in Gold mit der Inschrift „Für gewerbliche Leistungen“ als Zeichen öffentlicher Anerkennung verliehen worden. Die Medaille wurde dem Inhaber der Firma durch Landrat Dr. Jungmann unter dem Hinweis auf die große Bedeutung der außerordentlich selten verliehenen Auszeichnung übergeben. Die Firma darf sich voll Stolz der ihr zuteil gewordenen Ehrung freuen, und dieses um so mehr, als die ebernen Bauwerke der Firma zumeist nach eigenen Entwürfen



phot. Alfred Berger in Stonsdorf

Kriegergräber auf dem Friedhofe in Zillertal-Erdmannsdorf i. R.

und oft unter schwierigen Verhältnissen zur Ausführung gelangt sind. Allein schon die Brücken über unseren heimatlichen Oberstrom, von denen die im Herbst 1910 fertiggestellte Kaiserbrücke in Breslau, die größte Hängebrücke Deutschlands, ferner die zu Ratibor, Krappitz, Ohlau, Bries, Dyhernfurt, Steinau, Beuthen, Aufhals, Croffen, Frankfurt und Stettin genannt seien, legen Zeugnis für die Leistungsfähigkeit der Firma ab. Auch die Königin-Luise-Brücke über die Memel bei Tilsit, die Zwinemünderstraße-Brücke in Berlin, die größte der Hauptstadt, die Elbbrücke bei Torgau, die Eisenkonstruktionen für die große Schleusenanlage des Großschiffahrtsweges Berlin-Stettin bei Nieder-Finow, sowie manches bedeutende Bauwerk in fernen Weltteilen sind aus dieser Fabrik hervorgegangen. Bei mehreren Brücken wurden von der der Brückenbau-Abteilung angegliederten Tiefbauabteilung auch die Pfeilerbauten mittels des Preßluftverfahrens ausgeführt; das gleiche geschah auch bei verschiedenen Brücken des jetzt im Neubau befindlichen Kaiser Wilhelm-Kanals. Das im Jahre 1876 mit zwanzig Arbeitskräften begonnene Unternehmen beschäftigt in seinen Werkstätten und auf den Baustellen bis zu 2000 Arbeiter und hat auch für Grünberg große Bedeutung.

Statistisches

Schlesien und die Nationalflugspende. Wie der Oberpräsident von Schlesien, Dr. von Guenther, mitteilt, hat Schlesien zu der Nationalflugspende 495 048,49 Mark und nach Abzug der Beträge, deren Verwendungszweck von den Spendern nicht bestimmt worden ist, laut Veröffentlichung des Reichskomitees 388 251,50 Mark beigefeuert.

Breslauer Brieftauben im Kriegsfall. Mitglieder einzelner Brieftaubenvereine in Breslau haben ihre Tauben der Militärverwaltung für den Kriegsfall zur Verfügung gestellt. Es sind dies dreizehn Mitglieder des Breslauer Brieftaubenliebhabervereins (alter Verein von 1887) mit 459 Tauben, elf Mitglieder des Brieftaubenliebhabervereins „Wratislawia“ mit 304 Tauben, sechs Mitglieder der Brieftaubengesellschaft „Courier“ mit 185 Tauben, sieben Mitglieder der Brieftaubengesellschaft „Kriegspost“ mit 744 Tauben und vierzehn Mitglieder des Brieftaubenliebhabervereins „Luftbote“ mit 314 Tauben; zusammen 61 Mitglieder mit 2006 Tauben.

Aus der Sammelmappe

Kriegergräber auf dem Friedhofe in Zillertal-Erdmannsdorf. Eine Erinnerung an schwere Zeit bildet eine eigenartige Gräberreihe auf dem Friedhofe von Erdmannsdorf im Riesengebirge. Helden sind es, die unter den sechzehn Hügeln ruhen, Kämpfer, die 1866 ihre Todeswunde empfangen und als Verwundete nach dem schnell eingerichteten Lazarett im Erdmannsdorfer Johanniterkathenbause geschafft wurden. Die meisten fanden hier, fern ihrer Heimat, den Tod. Da ruht der Ostpreuße aus Piltfallen neben dem Westfalen aus Altena, der Sachse neben dem Pommer, der Frieße neben dem Schlesier. Eine schwere eiserne Kugel, die vor jedem Grabhügel liegt, gibt dem Ganzen ein trübseliges Bild und mahnt jüngere Geschlechter an den Ernst vergangener Zeit und an die Verdienste wackerer Vorfahren. Alfred Berger

Schneefiguren. Wenn der Wintersport alljährlich Tausende nach den Hängen des Riesengebirges lockt, tun natürlich die Bewohner der Sportorte, namentlich die von Schreiberhau und Krummhübel, alles in ihren Kräften Stehende, den Besuchern den Aufenthalt möglichst angenehm zu gestalten. Blüht ja, so widersprechend es klingen mag —

Wenn's Holz im Ofen knittert,
Und an dem Ofen Knecht und Herr
Die Hände reibt und zittert,
Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
Und Teich und Seen krachen —

erst so recht ihr Weizen. Eine seit einigen Jahren geübte hübsche Sitte ist es nun, die Straßen in dieser Zeit durch oft künstlerisch ausgeführte Schneefiguren zu schmücken. Die auf Seite 265 abgebildete Rübezahnfigur war letzten Winter unstreitig eine der schönsten. Sie wirkte nicht nur durch die mäßige Höhe von drei Meter, sondern auch durch ihre geschickte Ausgestaltung. Sie zierte den Platz vor dem Krummhübler Hotel „Zum goldenen Frieden“ und verdankte der Firma Conrad & Co. in Cummersdorf im Riesengebirge ihre Entstehung. A.

Vereine

Die Jugendpflege im Breslauer Humboldtverein. Mehr als 25 000 Mark hat der Humboldtverein, der seit 1869 besteht, bisher der Jugendpflege geweiht und damit eine Saat ausgestreut, die in Jung-Breslau fröhlich gedieh und unserem Volkstum zum Segen wurde. Wenn besonders auch die Volkserhaltungen des Vereins stets eine dicht gedrängte Schar dankbarer Zuhörer finden, so ist dies dem seit Jahrzehnten planmäßigen Vorgehen mit zu verdanken, in der Breslauer Jugendbildung und Gesittung zu verbreiten.

Lange bevor hier irgend eine Körperschaft daran dachte, sich der schulentlassenen Jugend anzunehmen, trat der Humboldtverein an diese Aufgabe heran. Im Dezember 1878 beriet eine Kommission darüber, auf welche Weise den Lehrlingen des Handwerkerstandes an ihren freien Sonntagenabenden eine „anständige und womöglich belebende Unterhaltung geboten werden könne, damit diese jungen Leute den Verführungen, welchen sie in moralischer und sozialer Beziehung ausgesetzt seien, entzogen würden.“ Im Januar 1879 wurden in einer Klasse der Zwingererschule die „Lehrlings-Sonntags-Abendunterhaltungen“ eröffnet und fanden solchen Beifall, daß

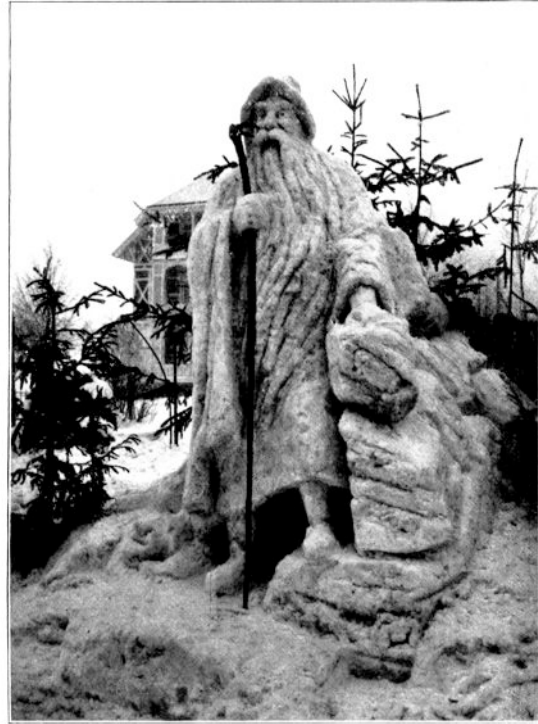
balb die Trennung in zwei Abteilungen notwendig wurde. Die ersten Leiter waren die Lehrer Böer, Heinze und Walthert.

Im nächsten Winter nahm die Sache guten Fortgang. Vom Herbst bis zum Frühjahr hin wurden die Lehrlinge Sonntags von sieben bis neun in zwei Klassenzimmern durch Vorträge belehrt und unterhalten, zu eigenen Darbietungen ernster und humoristischer Art angeregt und in fröhlichem Gesange geübt. Im Kassenbericht vom 31. März 1880 sind als erster Ausgabeposten dafür 84,62 Mark verzeichnet. Die Ausgaben dafür haben im letzten Jahre fast 3000 Mark erreicht, und im jetzigen Haushaltsplan sind 3400 Mark für diesen Zweck eingesetzt. Diese Zahlen reden!

Schon im vierten Jahre des Unternehmens wurden die Unterhaltungen im ganzen von 2635 Lehrlingen, an jedem Abende durchschnittlich von 120 jungen Leuten, besucht. Ein Fest im Cafèrestaurant beschloß den Winter. Außer den Lehrlingen hatten auch deren Meister und Eltern Einladungen dazu erhalten.

Die nächsten Jahre zeigten ein weiteres Anwachsen der Teilnehmerzahl, aber auch den inneren Gewinn der Teilnehmenden. „Unverkennbar“, so heißt es im Berichte von 1885/84, „war der sittlich läuternde Einfluß, wie die Steigerung der Lust, sich weiter zu bilden, bei den regelmäßigen Besuchern dieser Abende.“ In diesem Jahre hatte man auch zum ersten Male 86 Zöglinge zu einem Sommerausfluge (nach dem Rummelsberge) vereint. Das folgende Jahr bringt die erste Führung durch das Museum schlesischer Altertümer und die Stiftung einer Lehrlingsbibliothek von 108 Bänden, die fleißig benutzt wurde (1890: 580 Bände).

Im Jahre 1886/87 zeigt die Besuchsziffer der Abende einen merklichen Rückgang, da die Kirchengemeinden von St. Bernhardin und St. Elisabeth Jünglingsvereine gegründet hatten. Der Humboldtverein begrüßte sie mit Freuden; denn sie konnten seine Abende von allzu zahlreichem Besuche entlasten. Das nächste Jahr bringt Gäste von auswärts: eine Abordnung des technischen Vereins aus Liegnitz besichtigt die Lehrlingsabende, um dort etwas Aehnliches ins Leben zu rufen. Auch Beuthen an der Oder wendet sich hierher um Auskunft. So machte der Humboldtverein hier und in der Provinz mit seiner Einrichtung Schule. Sein eigenes Unternehmen gedieh dabei fröhlich weiter. 1891 wurden zum ersten Male Bücher als Prämien an die treuesten Besucher der Abende verteilt. 1892 ist die Besuchsziffer wieder so groß wie vor Gründung der Jünglingsvereine. Jetzt legte Vorschullehrer Böer, der die lange Reihe von Jahren uneigennützig seine Kraft dem Vereine gewidmet, die Leitung nieder, und an seine Stelle traten die Lehrer Heinrich und Schindt. Jetzt begann man auch, während des Sommers den jungen Leuten einen Halt zu geben: 1895 wurden fast sonntäglich Märche in Breslaus nähere Umgebung gemacht und Zakrau, Cosel, Lissa, Laniß, Lohe, Mochbern, Opperau, Jungfernssee und Hundsfeld besucht. Neue Anregungen und Genüsse wurden ferner dadurch geboten, daß der Vorstand fleißigen Besuchern der Abende gelegentlich freien Eintritt zu Konzerten, Theater und Vorträgen verschaffte. Im Herbst 1899 siedelten die Lehrlinge nach dem neuen Zeichenjaale im Schulhause (Kanonenhof) an der Taschenstraße über, wo Lehrer Thörmer die Leitung übernahm und in freudigem Eifer an der Pflege der Jugend arbeitete; war man sich doch allerseits stets bewußt, „daß solche Unterhaltungen am besten imstande sind, junge Leute in einem der Verführung leicht zugänglichen Alter dem Wirtshausbesuche am Sonntag fernzuhalten und durch Hinlenkung auf edle Vergnügungen und Genüsse auch frühzeitig für edle Bestrebungen zu gewinnen. Dieser Geist, der die Arbeit befeelte, zeigte seine werbende Kraft; im Frühjahr 1905 stieg die Besuchsziffer an einem Abende auf 157, was von neuem eine Teilung der Arbeit nötig machte. Ein Teil der Lehrlinge siedelte im Herbst des



phot. August Säbner in Hirzberg
Schneefigur in Rummelsberg

Jahres nach dem Schulhause Matthiasstraße 5 über, wo Lehrer Kunze in gleichem Sinne wirkte.

Die großen Erfolge dieser Einrichtungen gaben dem Vorstande den Mut, eine ähnliche Gelegenheit zur Unterhaltung und Fortbildung an den Sonntag-Nachmittagen für junge der Schule entwachsene Mädchen zu schaffen, bei denen Bedürfnis und Streben danach nicht minder, ja, vielleicht in noch höherem Grade als bei den männlichen Altersgenossen vorauszu sehen war. Es gelang, in zwei städtischen Lehrerinnen (Fräulein Elisabeth Schmidt und Fräulein Wichura) geeignete Leiterinnen hierfür zu gewinnen, und der Magistrat gewährte eine passende Räumlichkeit im Zeichenjaal der Handwerker-schule. Der Versuch glückte, besonders auch dank der Unterstützung durch den Verein „Frauenwohl“, aus dessen Vorstand sich Fräulein Selma Wiener ganz in den Dienst unserer Sache gestellt hat. Eröffnet wurden die Unterhaltungen am 7. Januar 1906, und an den ersten zwölf Nachmittagen fanden sich im ganzen schon 625 Teilnehmerinnen ein. Auch im folgenden Sommerhalbjahre wurden sie fortgesetzt. Hof und Turnhalle des Schulhauses auf der Taschenstraße gaben Raum für Jugend-spiele und Turnübungen, die eifrig gepflegt wurden. Sie wurden im nächsten Jahre auf die Spielwiese des Rennplatzes bei Scheitnig verlegt. Im Winter waren es dann wieder musikalische, belehrende und unterhaltende Vorträge, Gesangsübungen, Gesellschaftsspiele, heitere und ernste Darbietungen durch die Mädchen selbst, die die Teilnehmer in den Nachmittagsstunden zusammenhielten. Auch den Mädchen wurde in einer reichhaltigen Bücherei anregender Lehrstoff geboten und durch freien Eintritt der Besuch passender Theatervorstellungen ermöglicht. Auch für sie wurden Wanderungen in Breslaus Umgebung und größere Fahrten in die Berge in jedem Sommer eingerichtet. Höhepunkte der Zusammenkünfte sind alljährlich zur Weihnachts- und zur Osterzeit die kleinen Feste, in denen die Mädchen sich und ihre Kameradinnen durch Darbietung von Reigen-spielen, kleiner

Szenen und anderem erfreuen. Im Jahre 1908 ging die Leitung an die Lehrerinnen Fräulein Elsa Schmidt und Fräulein Lummert über und liegt jetzt in Händen der letzteren und von Fräulein Schild. Die Mädchenunterhaltungen finden seit zwei Jahren in der Aula des Magdalenen-Gymnasiums Sonntags von 5 bis 7 Uhr statt. Ort der Zusammenkünfte für die zweite Lehrlingsabteilung ist jetzt der Saal der katholischen Realschule, Nikolaistadtgraben 20. Die erste Abteilung unter Leitung des Herrn Thörmer hat immer noch im Kanonenhofe ihre Heimstätte. Zeit der Unterhaltungen ist bei beiden Sonntags abends von 7 bis 9 Uhr. Die Gesamtzahl der Besucher in allen drei Abteilungen betrug im letzten Jahre 5405. Hier sind die Reime und Ansätze alles dessen vorhanden, was heute im allgemeinen von der Jugendpflege gefordert wird. Alles das hat der Humboldtverein seit 33 Jahren unbemerkt schon praktisch geübt und so in unermüdlicher Arbeit im Geiste des erhabenen Forschers und Menschenfreundes, dessen Namen er führt, der Jugend, dem Vaterlande und der Menschheit gedient.

Rostentischer

Persönliches

Der am 5. Januar in Hochkirch bei Trebnitz verstorbene Oberst a. D. **Kurd von Kösttz und Jaendendorff** hat den größten Teil seiner militärischen Laufbahn in Schlesien zugebracht. 1857 zu Dammig, Krs. Namslau, geboren, trat er 1856 in das Grenadier-Regiment 11 ein, wo er 1858 Leutnant wurde. 1860 wurde er in das neu errichtete Infanterie-Regiment 51 versetzt. 1866 zum Oberleutnant befördert, nahm er am Kriege 1866 als Bataillonsadjutant und zuletzt als Kompagnieführer teil. Im Kriege gegen Frankreich erwarb er sich bei der Beschießung von Pfalzburg, der Belagerung von Paris und dem Gefecht bei Choisy le roi das Eiserne Kreuz 2. Klasse. 1871 wurde er zum Kompagniechef ernannt und 1880 als solcher in das Füsilierregiment 34 versetzt. Dort wurde er 1881 Major und 1885 Bataillonskommandeur. 1887 kam er als Oberstleutnant und etatsmäßiger Stabsoffizier wieder in das Grenadier-Regiment 11. 1890 wurde ihm mit dem Charakter als Oberst der Abschied bewilligt.

Vor 250 Jahren, am 6. Januar 1665, wurde **Heinrich Anselm von Ziegler und Klipphausen** zu Radmeritz geboren. Er studierte in Frankfurt a. O. die Rechte, verwaltete dann seine ererbten Güter und wurde Zittensrat zu Wurzen. Als bedeutendstes Werk seiner Dichtungen gilt: „Die asiatische Baniße, oder blutiges, doch mutiges Pegu.“ Dies Werk übte auf die Geschmacksbildung seiner Zeitgenossen bedeutenden Einfluss aus. Er starb am 8. September 1696 in Liebertwollwitz bei Leipzig, 31.

Vor 125 Jahren, am 8. Januar 1788, wurde **Friedrich Karl Paul Ludwig Eugen, Herzog von Württemberg**, in Oels geboren. Er wurde schon 1796 von seinem Oheim, dem Zaren Peter, zum russischen Oberst und 1798 zum General ernannt. Er studierte 1802 bis 1804 in Erlangen und widmete sich dann in Straßburg militärischen Studien. Den Krieg von 1806/07 in Ostpreußen machte er an der Seite seines Vaters mit. Ende November begab er sich zur russischen Armee, wo er dem General Bennigsen beigegeben wurde. Nach dem Frieden befehligte er eine Brigade, nahm an dem Feldzuge 1810 in der Türkei teil und führte 1812 die vierte Division. Infolge seiner Waffentaten bei Smolensk wurde er zum Generalleutnant befördert. Ebenso ausgezeichnet bewährte er sich bei Borodino, bei Kalisch, Lützen (1813) und Bautzen. Auch in der Schlacht bei Leipzig kämpfte er heldenmütig. Für seine Tapferkeit im Feldzuge 1814 wurde er zum General der Infanterie ernannt. Für die Dauer des Friedens vom aktiven Dienst entbunden, lebte er nach dem Tode des Vaters auf der Herrschaft Karlsruhe in Schlesien, wo er am 16. September 1857 starb. Er schrieb: „Erinnerungen aus dem Feldzuge des Jahres 1812 in Rußland“ und „Memoiren“. M.

Geheimrat **von Hauenschild**, der am 11. Januar sein 25jähriges Jubiläum als Landrat des Kreises Kosel beging, ist ein Sohn des unter dem Dichternamen Mar von Walbau bekannten ehemaligen Besitzers des Rittergutes Tschaidt, Krs. Kosel. Er absolvierte das Gymnasium in Ratibor, trat als Fahnenjunker beim Dragonerregiment in Karlsruhe ein, übernahm nach dem Tode seines Vaters die Verwaltung des väterlichen Besitzes und war eine Reihe von Jahren als Abgeordneter in der Verwaltung des Kreises tätig. 1887 wurde er zum Landrat des Kreises Kosel gewählt und erhielt am 11. Januar 1888 die allerhöchste Bestätigung. Im Jahre 1910 wurde er zum Geheimen Regierungsrat ernannt.

Am 23. Januar vollendete **Graf Vokto von Hochberg** in Schloß Rohnitoch, Kr. Volkenhain, sein siebzigstes Lebensjahr. 1845 auf Schloß Fürstenstein in Schlesien geboren, besuchte er das Magdalenen-Gymnasium in Breslau, studierte in Bonn und Berlin, trat 1864 in die Armee ein und war von 1867 bis 1869 zu den Gesandtschaften in Petersburg und Florenz kommandiert, 1869 schied er aus dem diplomatischen Dienst, 1872 aus der aktiven Armee. 1874 bis 1877 war er Mitglied des Abgeordnetenhauses, seit 1884 Mitglied des Herrenhauses. 1886 wurde er zum Generalintendanten der königlichen Schauspiele in Berlin berufen, wo er bis 1902 verblieb. Unter seiner Führung wurden u. a. „Reingold“ und „Götterdämmerung“ zuerst in Berlin gespielt, auch ist ihm die Berufung von Weingartner, Muck und Richard Strauß zu verdanken. Er ließ dem Schauspiel, speziell den Klassikern, die liebevollste Pflege angedeihen. Als Musiker erwarb er sich seine ersten Kenntnisse in Breslau und studierte später bei Kiel in Berlin. 1876 gründete er die ersten schlesischen Musikfeste. Große Verdienste erwarb er sich auch um den Bau der Musikhalle in Görlitz. Kompositorisch ist er mit Liedern, Chören, Orchester- und Kammermusikwerken hervorgetreten. S.

Kleine Chronik

Januar

7. In Naumburg a. Ou. wird ein starkbesuchter Taubenmarkt abgehalten, der zehnte seiner Art. Er wird durch einen Feitzug verschönt.

12. In Liebenthal wird die elfte Provinzialgeflügelausstellung eröffnet, die 422 Nummern von 88 Ausstellern aufweist.

23. In der Görlitzer Stadthalle wird der siebzigste Geburtstag des Grafen Vokto von Hochberg, des Begründers der Schlesischen Musikfeste, durch ein Konzert des städtischen Orchesters gefeiert.

24. Für den Kreis Sprottau wird ein Pferdezuchtverein unter dem Voritze des Landrats Freiherrn von Rottwitz ins Leben gerufen.

27. Auf dem Erdmündschachte in Gottesberg verunglückten sechs Bergleute infolge unglücklichen Auffehens des Fahrkorbes.

Die Toten

Januar

12. Herr Professor Dr. Hilarius Nawrath, 71 J., Breslau.
16. Herr Güterdirektor a. D. Anton Helbig, 74 J., Breslau.
Herr Geheimer Baurat a. D. Otto Kabrstedt, 65 J., Meisse.
18. Herr Major a. D. Karl von Gerhardt, 85 J., Rabenau.
Herr Lehrer Reinhold Gensel, Vorsitzender der Vereinigung der deutschen Pestalozziverene, 56 J., Liegnitz.
Herr Apothekenbesitzer Gustav Nithack, Oberrigk.
22. Herr Landgerichtsrat a. D. Arnold Wentwig, 79 J., Hirschberg i. Schl.



Die reiche Braut

Roman von A. Oskar Klaußmann

(9. Fortsetzung)

Während Karl mit seinem Vater die Kolonie passierte, wurden nur einige abgerissene Bemerkungen ausgetauscht. Als das freie Feld vor ihnen lag, über welches der Weg zur Mathildegrube führte, sagte der Vater plötzlich, stehenbleibend:

„Weißt Du, Karl, das ist wie ein Wink des Himmels! Du erinnerst Dich, was ich Dir heute früh gesagt habe?“

Karl sah seinen Vater erstaunt an und antwortete:

„Gewiß, wie sollte ich das vergessen haben?“

„Nun, ich meine nur“, fuhr Siegner fort. „Vielleicht hast Du über die Sache noch gar nicht ordentlich nachgedacht, und schon bietet sich eine Gelegenheit, den Plan in das Praktische umzusetzen. Diese Einladung zum Oberschichtmeister kommt mir vor wie ein Wink des Himmels. Du kennst Helene; sie ist das einzige Kind und erbt einmal das ganze Geld. Ich versichere Dich, das Geld sitzt bei den Leuten knüppeldick. Man schätzt Kornke auf eine halbe bis auf eine Million Mark im Vermögen. Junge, wenn Du das Mädchen kriegst und das Geld dazu, dann ist Dein Glück gemacht, und auch Deine Schwestern haben Aussicht auf eine sichere Zukunft. Wenn Du das Geld auch nicht gleich in die Finger bekommst, was ja durchaus nicht nötig ist, so weiß man doch, daß Du ein reicher Mann werden wirst, und Du glaubst nicht, was das in der Welt hilft. Vor dem Gelde beugen sich doch alle. Die Umstände liegen für Dich ungemein günstig: Du kennst Helene, bist mit ihr zusammen aufgewachsen, und ich glaube, das Mädchen interessiert sich außerordentlich für Dich. Sie hat sich immer und immer bei Deinen Schwestern nach Dir erkundigt, und besonders in letzter Zeit hat sie, wie Martha mir erzählte, ein sehr lebhaftes Interesse für Dich gezeigt. Also greife zu, mein Junge! Man muß das Glück fassen, wenn es gerade vorüberfliegt. Die Gelegenheit ist für Dich sehr günstig. Du bist jetzt ein Mann mit einer Zukunft; also halte Dich dazu! Ich glaube zwar, die Mutter Helenes wird sich ein wenig sträuben, aber was will sie schließlich machen? Das war es, was ich Dir sagen wollte, und nun überlege Dir die Sache, obgleich da eigentlich nichts zu überlegen ist.“

Siegner reichte dem Sohne die Hand und schritt dann eifertig der Mathildegrube zu. Das war so seine Art, keinen Widerspruch zu

dulden und über seine Vorschläge und Vorschriften erst keine Diskussion aufkommen zu lassen; deshalb war es auch nur eine Redensart, wenn er dem Sohne sagte: „Überlege Dir die Sache!“ Im Familienjargon hieß das einfach: „Führe den Befehl aus!“

Karl trat den Rückweg nach der elterlichen Wohnung an, und sein Gesicht war ernst, ja fast finster. Erst in der Nähe der Haustür zwang er sich wieder zu einem freundlichen Gesichtsausdruck, blieb aber den ganzen Nachmittag über so einsilbig, daß es Mutter und Schwestern wiederholt auffiel.

Als Siegner nach seiner Dienstbude gekommen war, übernahm er wieder die Liste von dem Hilfskohlenmesser, der ihn während der Mittagsstunde vertrat; dann begann er sofort wieder mit dem Anschreiben der Förderung, die auch in der Mittagspause von zwölf bis eins nicht geruht hatte. Es lagen große Bestellungen auf Steinkohlen von den ständigen Kunden des Bergwerks, Kohlenhändlern in Breslau, Wien und Berlin vor, und es wurde nicht nur die Förderung, die aus dem Bergwerk kam, in die Eisenbahnwagen geladen, sondern es mußten auch von der Halde, das heißt vom Vorrat, Steinkohlen zur Verladung gebracht werden. Siegner stopfte sich eine frische Pfeife, und während er mechanisch seine Kasten anschrub, beschäftigte er sich mit Zukunftsplänen. Bis hier war ihm alles geglückt, was er sich mit dem Sohne vorgenommen hatte. Karl war ein fast willenloses Werkzeug in seinen Händen gewesen, ein Mensch, der sich von dem Vater die Wege vorschreiben ließ. Siegner war überzeugt, Karl würde auch jetzt den Wunsch des Vaters erfüllen, war ja doch dies das Beste, was er tun konnte, und lag eine reiche Heirat doch im Interesse der ganzen Familie. Er war eine durch und durch praktische Natur, der alte Siegner, mit bedeutender Energie. Phantasie und Romantik kannte er nicht.

Als seinen angenehmen Gedanken wurde er dadurch aufgeschreckt, daß jemand ohne anzuklopfen die Tür der Bude aufriß, und als sich Siegner ärgerlich umwandte, erkannte er das lachende Gesicht Marxdorfs.

„An die Gewehre!“ rief Marxdorf halblaut. „Der Bergrat ist unterwegs. Er inspiziert das Bergwerk. Alle Mann auf zum Segelbergen! In zehn Minuten ist er da; ich wollte Ihnen das nur mitteilen!“

„So, so!“ sagte Siegner, der diesmal dem jungen Steiger seine scherzhafte Art und Weise verzieh. „Der Herr Bergrat kommt? Nun, bei mir ist ja alles in Ordnung.“

Als Marxdorf aber mit den Worten: „Ich bin der gute Engel der im Dienst befindlichen Kollegen, weil ich heute dienstfrei bin und muß auch noch andere benachrichtigen!“ davonlief, ging Siegner doch hinaus, um zu sehen, ob auf dem Platze alles in Ordnung sei. Er ging zu den Leuten, die die aus den Schächten heraufkommenden Kohlen an der Schachtöffnung in Empfang nahmen, und sagte ihnen, daß der höchste Beamte der Gewerkschaft in kurzer Zeit eintreffen werde. Dann brachte Siegner durch energisches Schreien die als Wagenstößerinnen beschäftigten polnischen Mädchen in beschleunigte Tätigkeit; denn in den Mittagsstunden des heißen Tages waren sie etwas langsam; dann zog er sich in seine Bude zurück und harrete der Revision. Prompt traf auch nach kaum einer Viertelstunde Bergrat von Muvius, begleitet von dem Berginspektor Gansert, ein. Vom Fenster seiner Bude aus sah Siegner die beiden Oberbeamten kommen. Er verließ sofort seine Bude, um Meldung zu machen, daß alles in Ordnung sei. Der Bergrat dankte ihm und sagte kurz zu Siegner:

„Einen Augenblick noch, lieber Siegner, ich will mit Ihnen sprechen; erwarten Sie mich in Ihrer Bude.“

Darauf ging er mit dem Berginspektor die Treppe zur Fördermaschine hinunter, welche durch die Drahtseile, die über die großen Seilscheiben im oberen Teile des Förderturms liefen, die Schalen im Schacht auf und nieder bewegte.

Als sich Siegner wieder in seiner Bude befand, fühlte er sich doch einigermaßen beunruhigt. Es geht dem Beamten wie dem Soldaten. Sobald er erfährt, daß ein Vorgesetzter mit ihm unvorhergesehen sprechen will, hat er das Gefühl, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei. Siegner war sich bewußt, stets zu allen Zeiten seine Pflicht getan zu haben; aber es beunruhigte ihn doch, daß der Bergrat eine Privatunterredung mit ihm haben wollte. Er bedachte sogar, ob sich etwa Gasda über ihn beschwert hätte; aber den Hinauswurf verdankte letzterer doch lediglich seiner eigenen Dreistigkeit. Und dann war das Ganze doch eine Privatangelegenheit, wegen der ihn der Bergrat gewiß nicht sprechen wollte. Rascher als Siegner erwartet hatte, betrat der Bergrat seine Bude, und zwar, ohne von dem Berginspektor begleitet zu sein, der noch in der Fördermaschine eine Skizze von einer Einrichtung, die der Bergrat angeordnet hatte, in seinem Notizbuch zu entwerfen hatte.

„Bleiben Sie nur sitzen, lieber Siegner!“ begann der Bergrat und nahm auf dem zweiten Stuhle Platz. „Sehr heiß hier, ein wahrer Schwitzkasten! Sie müssen das Dach der Bude bei solcher Hitze öfter mit Wasser begießen lassen; das kühlt ab.“

„Ich habe es vor einer Stunde machen lassen; aber die Sonne verdampft das Wasser sofort.“

„Na ja, bei der Hitze hat es ja eigentlich gar keinen Zweck!“ sagte der Bergrat. „Man sieht ja beinahe den Teeranstrich auf dem Dache in der Hitze kochen und Blasen werfen. Aber hören Sie mal, Siegner; ich komme wegen einer anderen Sache. Wie lange sitzen Sie hier auf diesem Platze?“

„Fünfzehn Jahre, Herr Bergrat!“

„Fünfzehn Jahre! Und wie lange sind Sie überhaupt im Dienste der Gewerkschaft?“ fragte der Bergrat weiter.

„Dreißig Jahre, Herr Bergrat. Ich bin jetzt fünfzig Jahre. Mit zwanzig Jahren kam ich als Häuer auf die Mathildegrube. Dann ging ich noch zehn Jahre als Häuer und fünf Jahre als Oberhäuer; dann verunglückte ich und kam hierher auf die Kohlenmesserstelle.“

„Dreißig Jahre“, wiederholte der Bergrat, „eine lange Zeit. Nun, Siegner, ich denke, Sie sitzen heute zum letztenmale auf diesem Platze. Erschrecken Sie nur nicht, und machen Sie kein so erstauntes Gesicht. Ich meine es gut mit Ihnen. Ich denke, eine Abwechslung im Dienst wird Ihnen ganz angenehm sein, und ich bin überzeugt, daß eine Gewerkschaft für einen Menschen, der ihr dreißig Jahre pflichtgetreu gedient hat, eine Anerkennung haben soll. Ich will Sie nicht pensionieren, lieber Siegner; denn ich glaube, damit wäre Ihnen nicht gedient.“

„Nein, Herr Bergrat, um pensioniert zu werden, bin ich denn doch wohl noch zu kräftig. Ich wüßte nicht, was ich mit meiner Zeit anfangen sollte. Und dann, Herr Bergrat, meine Pension wäre doch jedenfalls geringer als das Gehalt, und das käme mir jetzt, da ich noch für meinen Sohn zu sorgen habe, sehr unangelegen.“

„Selbstverständlich, und ich habe auch nicht daran gedacht, Sie zu pensionieren. Solch tüchtige Leute wie Sie muß man sich so lange als möglich im Dienst erhalten! Aber ich habe eine andere Beschäftigung für Sie. Dadurch, daß jetzt der Querschlag fertig geworden ist, daß die Elfriedengrube in Frist gelegt ist, und daß Gute Traugottgrube mit der Mathildegrube durchschlägig ist, erweitert sich gewissermaßen unser Arbeitsplatz. Derselbe liegt jetzt nicht mehr allein auf der Traugott- und der Mathildegrube, sondern er liegt zwischen der

Georgs- und der Mathildegrube. Ich halte es für sehr nötig, einen Tagessteiger anzustellen, der die gesamte Aufsicht übernimmt. Es ist das ein Dienst, der Ihnen gefallen wird, Siegnier! Sie sind sehr rüstig und gut auf den Beinen! Sie sollen wenigstens stundenweise am Tage unterwegs sein und bald hier, bald dort nach dem Rechten sehen. Sie kontrollieren die Kohlenmesser, die Wagemeister, die Anfuhr der Kohlen, den Bremsberg, die Ziegelei, die Anfuhr der Materialien innerhalb der Grubenreviere, kurzum, Sie halten mir überall auf Ordnung. Sie rücken mit der Stellung als Tagsteiger aus der Zahl der Unterbeamten in die der Beamten und werden wohl auch zum Geschworenen*) müssen, um bei diesem sich noch vereidigen zu lassen. Ihr Gehalt erhöht sich um ein Drittel der bisherigen Bezüge. Alle Ihre sonstigen Ansprüche werden nach der Beamtenkala bemessen, und natürlich rücken Sie auch von morgen ab für eine etwaige Pensionierung in die Beamtenklasse. Ich denke, Sie tun Ihren Dienst noch bis heute abend; von morgen ab wird ein anderer hier sitzen. Wie lange ist der Hilfskohlenmesser schon im Dienst?"

„Der Hilfsmesser bei mir, der für die Mittagsstunden und den Nachtdienst angestellt ist, wenn es gerade Nachtförderung gibt, ist auch schon fünf Jahre im Dienst.“

„Er ist doch durchaus zuverlässig?“

„Gewiß, Herr Berggrat!“

„Nun, dann tritt er an Ihre Stelle mit Ihrem Gehalt, und ich werde einem alten Oberhauer, der unten im Bergwerk nicht gut mehr fortkommt, und der seit einiger Zeit an Rheumatismus leidet, hier die Stelle als Hilfskohlenmesser geben.“

„Ihr Herr Sohn ist jetzt hier?“ fragte der Berggrat dann so plötzlich, daß Siegnier gar nicht Worte fand, sich zu bedanken. Als er seine Ueberraschung doch soweit überwunden hatte, um seinen Dank auszusprechen, erklärte der Berggrat:

„Lassen Sie nur! Sie haben sich das, was Sie erhalten, redlich verdient, und wenn man einen verdienten Menschen befördert, so tut man das nur im eigenen Interesse; man zeigt den Leuten, die angestellt sind, daß Pflichttreue eben kein leerer Wahn ist und für sie selbst einen Nutzen hat. — Ich fragte Sie nach Ihrem Sohne?“

Siegnier berichtete über die Anwesenheit Karls und daß derselbe nur noch drei Tage zu Hause bleibe.

„Wenn es Ihrem Herrn Sohne paßt, und wenn es Ihnen angenehm ist, kommen Sie

*) Der „Geschworene“ ist der königliche Aufsichtsbeamte für das Bergwerk.

übermorgen mit ihm zu mir zu Tisch. Sie können dann die Meldung der Beförderung bei mir gleich abmachen.“

„Wir werden uns die Ehre geben,“ antwortete erfreut Siegnier.

Dann schüttelte ihm der Berggrat die Hand und sagte:

„Viel Glück in Ihrer neuen Tätigkeit, und halten Sie mir auf Ordnung! Ich weiß, in welche Hände ich die Oberaufsicht über Tag gegeben habe.“

Darauf ging der Berggrat hinaus, und in seiner Liebenswürdigkeit teilte er die Beförderung Siegniers selbst den anderen Beamten, die er auf dem Bergwerksplatze traf, mit. Als der Berggrat ungefähr eine halbe Stunde später das Werk verließ, stand die Tür der Kohlenmesserbude nicht mehr still; denn ein Beamter nach dem anderen erschien, um seinen Glückwunsch anzubringen. Als die Grubenglocke ein halb sechs Uhr läutete, stellte sich pünktlich auch der Nachfolger Siegniers ein, um den Dienst für die heute Nacht stattfindenden Förderungen anzutreten. Siegnier übergab ihm alle Listen, Papiere und das Inventarium, was indes nicht allzuviel Zeit in Anspruch nahm. Dann warf Siegnier noch einen letzten Blick auf die Stelle, auf der er fünfzehn Jahre im Dienst geessen hatte, und verließ die Mathildegrube.

Es war kurz vor sieben Uhr abends, als Karl Siegnier durch den Wald schritt, um der Einladung Marxdorfs Folge zu leisten. Er ging langsam und in tiefes Sinnen verloren. Der Nachmittag war programmäßig verlaufen. Er hatte mit Mutter und Schwestern den Industriort besucht und hatte die „Orgie“, wie Emma sagte, in der Konditorei gefeiert. Es war bezeichnend für die Einfachheit, an welche Frau Siegnier mit ihren Töchtern gewöhnt war, daß der Besuch der Konditorei wirklich für ein Ereignis galt, an welches man sich noch lange mit Freude erinnern konnte.

Als Karl mit Mutter und Schwestern nach Hause gekommen war, harrte ihrer noch eine große Ueberraschung. Der Vater teilte ihnen seine Beförderung mit. Frau Siegnier, aufgewachsen in den Traditionen des Beamtentums und unter den Verhältnissen des Bergwerkens, war zu Tränen gerührt und weinte sich ordentlich satt. Sie war auch gerührt über die Einladung, die ihrem Manne und ihrem Sohne vom Berggrat zu Teil geworden war. In der Tat war diese Einladung gleichwertig mit einer Ordensdekoration, die vielleicht ein Fürst an einen seiner Hofbediensteten gelangen läßt. Siegnier konnte auch nicht umhin, zu bemerken,

daß er die Beförderung und die Ehrung durch den Bergpatron wohl lediglich der Stellung verdanke, die sich der Sohn durch seinen Fleiß erworben hatte. Nachdem das frugale Abendbrot verzehrt war, machte sich Karl auf den Weg, um sein Versprechen bei Marxdorf einzulösen, und ließ die sonstigen Mitglieder der Familie Siegner in gehobener Stimmung zurück. Bei ihm selbst war diese Stimmung nicht vorhanden. Es hatte sich seit vormittag ein Gedanke in seinem Kopfe festgesetzt, der ihn peinigte. Die Unterredung mit dem Vater, dessen Wunsch, daß Karl sich um Helene bewerben solle, um an ihr eine reiche Partie zu machen, hatten den jungen Mann verlezt und verstimmt. Gerade, weil er ein ganz bedeutendes, bisher noch nicht gekanntes Interesse für das junge Mädchen empfand, war es ihm unangenehm, daß der Vater ihn aufforderte, Helene und ihre Zukunft zum Gegenstande einer Spekulation zu machen. Karl fühlte es, er würde Helene gegenüber von jetzt ab unsicher sein, er würde sich ihr gegenüber anders geben, als er gewollt hatte. Er hatte das Gefühl, daß es ihm eigentlich jetzt gar nicht mehr gestattet sei, sich um Helenens Hand zu bewerben.

Er war sich noch nicht darüber klar geworden, was er tun würde. Es gab in seinem Innern noch ein Schwanken, und zum erstenmal fühlte er etwas wie Oppositionslust gegen die Anordnungen des Vaters. Stets war er ein willenloses Geschöpf in dessen Hand gewesen. Was jetzt aber der Vater von ihm verlangte, schien ihm zu weit zu gehen. Wenn nun Karl schon anderweitig sein Herz vergeben gehabt hätte wie so viele seiner Bekannten und Couleurbrüder?

Er war überzeugt, es wäre dem Vater ganz gleich gewesen, ob der Sohn ein anderes Mädchen liebte, ob er sich vielleicht schon mit seinem Worte gebunden hätte; er hätte doch strikten Gehorsam verlangt, und es wäre zu einem schweren Konflikt gekommen. Auf jeden Fall war die ganze Sache Karl sehr unangenehm.

Bei Marxdorf waren, wie dieser behauptete, die umfassendsten Vorbereitungen zum Empfange des Gastes getroffen worden. Als Karl die Elfriedegrube betrat, bekam er allerdings einen ziemlich großen Schreck; denn er hörte eine starke Explosion. Als er sich umsah, kam Marxdorf lachend mit dem Maschinensteiger Fritsche hinter dem Rechenhause hervor und erklärte, sie hätten nur eine Dynamitpatrone abgebraunt, um durch diesen Böllerschuss ihrer Freude über den Besuch des hohen Gastes Ausdruck zu geben. Dann wurde Karl nach den „Festgemächern“ geschleppt. In der Tat sah das Zimmer des jungen Steigers jetzt, nachdem es durch die ordnende Hand der aufwartenden

Bergmannsfrau aufgeräumt worden war, ganz wohnlich aus. Zur Feier des Tages hatte Marxdorf noch zwei Stühle von Fritsche geborgt; der Tisch war in die Mitte des Zimmers gerückt worden. In dem oberen Teile eines kleinen, alten, eisernen Kessels, der in die Stube geschafft worden war, befand sich kaltes Wasser, und in diesem lagen viele volle Bierflaschen.

Auch der Maschinensteiger Fritsche erwies sich als ein liebenswürdiger Bekannter, der die Gewerbeschule und ein Technikum absolviert hatte. Es wurde viel geschertzt und gelacht, gegessen und getrunken.

Es war abends neun Uhr geworden, als man aus einiger Entfernung Gesang hörte. Die Fenster des Zimmers waren der sommerlichen Abendschwüle wegen geöffnet, und man konnte deutlich hören, daß der Gesang sich näherte. Bald unterschied man auch Worte. Es wurde ein polnisches Lied, allerdings in sehr kunstloser Weise, gesungen. Fritsche horchte gespannt und rief:

„Weiß der Teufel, das ist Gasda!“

„Mir kommt es auch so vor,“ erwiderte Marxdorf. „Er muß sich bezechet haben. Was ist denn mit dem Menschen überhaupt los? Heut beim Mittagessen war er schon völlig außer Rand und Band.“

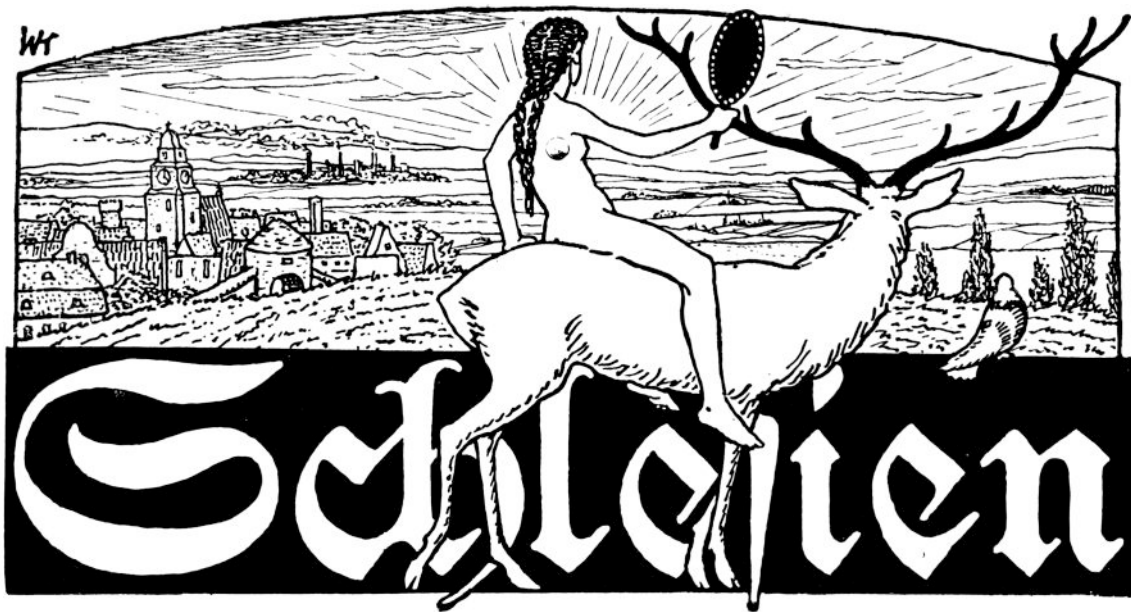
„Gewiß,“ stimmte Fritsche zu. „Er muß irgend einen großen Aergers gehabt haben; denn als er zu Tisch kam, war er aufgereggt, war mit dem Essen unzufrieden, fing mit seinen Nachbarn Streit an und trank rasch hintereinander. Wir gingen alle früher fort als sonst, weil wir mit dem unangenehmen Patron keinen Skandal haben wollten.“

„Ja, es ist merkwürdig,“ sagte Marxdorf. „Gasda ist ein ungebildeter Mensch, der durch Umgang und durch seine dienstliche Stellung sich einen gewissen Firnisüberzug über seine angeborene Wildheit beschafft hat. Wenn er aber zum Rneipen kommt, verschwindet der Firnis, und die angeborene Roheit und Nichtswürdigkeit kommen wieder zum Vorschein.“

„Das Allerschlimmste ist,“ ergänzte Fritsche, „daß Gasda „Semmelwochen“ hat. Er trinkt sonst verhältnismäßig wenig. Aber wenn er einmal zu trinken beginnt, hört er acht Tage lang nicht auf. Ich glaube, er hat schon zwei Stellungen deswegen verloren; doch in den letzten Jahren hat er sich sehr beherrscht.“

„Das hat er redlich getan,“ bestätigte Marxdorf. „Das eine Mal hatte er einen Rückfall. Wir hatten Kaisers Geburtstag gefeiert, und Gasda hatte sich dabei stark bezechet. Aus dem Rauſche fand er sich acht Tage lang nicht heraus.“

(Fortsetzung folgt)



Johann Wilhelm Delsner

Von Professor Dr. Franz Wiedemann in Breslau

Am 29. und 30. Januar 1912 feierte, wie auch in dieser Zeitschrift, V. Jahrgang, Seite 288, berichtet worden ist, das Gymnasium zu St. Elisabeth in Breslau ein Fest zur Erinnerung daran, daß es vor 350 Jahren als höhere Schule in unserem Sinne begründet worden ist. Freilich darf man dabei nicht vergessen, daß es bereits im Jahre 1293 als Trivialschule ins Leben gerufen wurde.

Eine alte Schule gleicht dem ehrwürdigen Stammstamm eines alten Geschlechts, in dessen weiten Gängen und Hallen sich ein Stück seiner Geschichte sinnfällig dem Auge darbietet. Wer sich in die Vergangenheit des Elisabethgymnasiums vertieft, wird in ähnlicher Weise auf Schritt und Tritt daran gemahnt, daß er historischen Boden unter den Füßen hat; besonders das Altstudium¹⁾ läßt auch hier das volle Menschenleben erkennen, „und wo ihr's packt, da ist's interessant.“

Außerlich zeigt sich dies schon in der schönen Aula der Anstalt. Hier sind in die gefädelten Wände des Raumes die Oelbildnisse der früheren Rektoren²⁾ eingelassen, deren Reihe nur mit

wenigen Lücken bis zu Luthers Zeit hinabreicht. An der Westseite des Raumes fesseln außerdem drei Marmorbüsten den Blick. Sie stellen Friedrich August Wolf, den großen Philologen, und seine ehemaligen Schüler in Halle dar, nämlich G. S. Fülleborn und Johann Wilhelm Delsner, die beide Lehrer des Gymnasiums waren. Von dem letztgenannten soll im folgenden vorwiegend die Rede sein, weil er für das Elisabethan wie für Breslau und Schlesien eine nicht geringe Bedeutung gewonnen hat.

Johann Wilhelm Delsner wurde am 6. Juli 1766 in Goldberg, der Stadt Trozendorfs, geboren. Sein Geschlecht, seit Jahrhunderten in Schlesien ansässig, erwarb sich um die Entwicklung der Tuchindustrie namhafte Verdienste. Nach dieser Richtung hin war auch der Vater unseres Delsner tätig. Diese Sinnesrichtung, wie auch die starke Kinderfear des Hauses, die sich aus zwölf Köpfen zusammensetzte, drängte auf frühen Erwerb hin: Johann Wilhelm sollte Kaufmann werden. Aber ein eigenartiges Schicksal ließ ihn erst auf großen Umwegen zu diesem Ziele gelangen; zunächst

¹⁾ Eine streng altmännliche Behandlung des Gegenstandes gelangt Oßern 1913 im Programm des Elisabethgymnasiums zum Abdruck.

²⁾ Hier die Namen und die Zeit ihres Rektorats: Andreas Winkler (1525—1569), Petrus Vincentius (1569—1578), Petrus Kirsten (1610—16), Elias Major (1631—69), Elias

Thoman (1669—87), Martin Hande (1688—1709), Gottlob Kramk (1709—33), Christ. Gottl. Habicht (1757—61), Joh. Caspar Arletius (1761—84), Pbil. Jul. Lieberlähn (1784—88), Joh. Ephr. Scheibel (1788—1809), Carl Fried. Eckler (1810—25), Sam. Gottfr. Reiche (1825—44), Karl Rud. Fickert (1845—81), Johannes Paech (1881—1907).

zog es den empfänglichen Geist des Knaben zur Wissenschaft, nicht bloß auf dem Gymnasium zu Liegnitz, sondern später auch auf der Universität Halle, wo er zu Wolfs Füßen saß.

Allerdings hatte er diese Hochschule anfangs in der Absicht bezogen, Theologie zu studieren; Aber einmal im Banntreife Wolfs angekommen, wurde er so ganz von dessen Persönlichkeit, seiner Art, die Altertumswissenschaften zu beleben und zu lehren, fortgerissen, daß die Theologie völlig in den Hintergrund gedrängt wurde. Das war auch ganz im Sinne seines Lehrers. Früher konnte man Theologe sein und nebenher Sprachwissenschaften betreiben; nach Wolfs Auffassung aber war die Sprachwissenschaft das Höhere. Wer sich damit befassen wollte, mußte ihr auch ganz angehören. So schuf er die Grundlage, auf der sich ein eigener Philologenstand entwickeln konnte; diesem Ziele diente auch sein Seminar in Halle, in dessen musterhaftem Betriebe sich strengphilologische Arbeit mit echt pädagogischem Geiste vereinte und befruchtete. Wer aus dieser Schule hervorging, war nicht bloß ein „Muth-Philologe“, sondern ein überzeugter und begeisterter Jünger und Vertreter des klassischen Altertums, der in dessen voller Erfassung und in der Vermittelung seiner erhabenen Gedankenwelt allein seine Lebensaufgabe sah und sehen mußte. Der Theologe in Oelsner war demnach so ziemlich verschwunden, als er im Jahre 1790 nach Schlesien zurückkehrte, um dann kurze Zeit im Hause des Obersten von Kleist in Oels eine Hauslehrerstelle zu übernehmen. Im Herbst desselben Jahres schon gelang es ihm, an das städtische Seminar nach Breslau berufen zu werden, das kurz vorher von Professor Schummel, dem Prorektor am Elisabethan, ins Leben gerufen worden war.

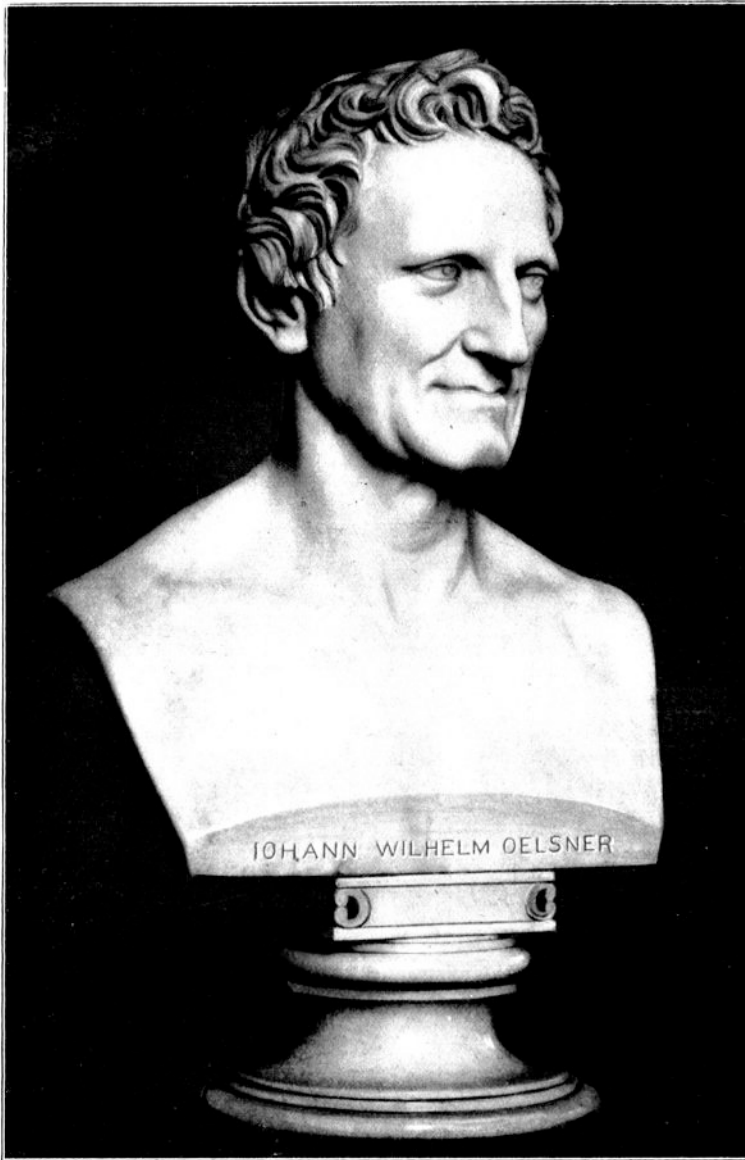
Die Reise von Oels nach Breslau sollte nach Lage der Dinge auf Schusters Rappen zurückgelegt werden. Was der junge Kandidat bei der Wanderung und bei seinem Eintritt in die Metropole Schlesiens erlebte, ist von einem seiner Freunde und Zeitgenossen, wenn auch 50 Jahre später, mit so viel natürlichem Humor geschildert worden, daß einige Stellen aus dem Schriftchen hier wiedergegeben werden mögen: ¹⁾ „Die Sonne des 5. Oktober 1790 lag noch unter der stillen Decke der Nacht, und die Ratsuhr in Oels schlug 2 Uhr, als ein feiner Kandidat der Theologie aus dem Breslauer Tore heraustrat. Die Nachtluft wehte kalt, und der Torhschreiber zog mit der Linken seinen Schafpelz fester zu, während die Rechte die Schlafmütze zog und als Aequivalent der gestörten Morgenruhe den Groschen in Empfang

nahm, um den die geringe Barschaft des Frühreisenden sich soeben vermindert hatte. „Schönen Dank, Herr Oelsner, und glückliche Reise!“ rief ihm der Torhschreiber nach, indem er das Tor wieder schloß. Von diesem Segenswunsche begleitet, zog der so Angeredete rüstig fürbaß. Aber in der Nähe des Dorfes Schmarsch, eine Meile Weges von Oels, ereilte ihn das Schicksal in Gestalt einer Meute Hunde, die aus einem Mühlgehöft hervorbrach und sich auf den Alhmungslosen stürzte. Die Abwehr mit dem Stabe machte die Bestien noch wütender. Schließlich blieb dem Kandidaten nichts anderes übrig, als in den Mühlteich zu springen, „der abgelassen, aber mit tiefem Schlamm gefüllt war. Hier lagen Steine die Menge, um die immer zudringlicher werdenden Hunde abzuhalten, wo nicht zu vertreiben. Unser junger Freund tat sein Möglichstes; aber die Philologie wirft andere Steine, als hier vorrätig waren. . . Schon drang eine unangenehme Frische an die vom Gehen und Kämpfen erwärmten Glieder. Die mit gelben Stulpen versehenen Stiefeln steckten ziemlich tief in dem gastlichen Sumpfe. Der dreieckige Hut war vom Kopfe gefallen, und die Morgenluft blies dicke Wolken aus der sorgfältig gepuderten Frisur. Jeder Schritt weiter in den Sumpf ließ ein tieferes Versinken befürchten, und die Angst des armen Gequälten ging endlich in eine trostlose Verzweiflung über.

Da kam die heißersehnte Hilfe von einem Postschwager, der mit seiner Kutsche von Oels daherrumpelte. Laute Hilferufe — darauf Stillhalten des Wagens — erneuter, dringlicher Schrei um Rettung. Darauf folgender Dialog:

„Was, Kreuzbataillon, ist denn da drüben?“ — „Ach, lieber Postillon, jage Er doch nur die verdammten Bestien fort!“ — „Na, wo, zum Schoßschwerenot, steckt Er denn?“ — „Hinter dem Damme im Mühlteiche; jage er nur die Hunde fort, damit ich herauskam.“ — „Ei verflixt; das wollen wir schon kriegen. Warten Sie nur, ich werde den Kanailen aufspielen, daß sie sich wundern sollen.“ Dann tat die Peitsche saufend ihr Werk. „Der Erfolg war großartig. Rechts stoben Packan und Tockel, links Mohr und Spitz mit eingeklemmten Schwänzen nach dem Tore des Mühlhofes, wo sie sich niederlegten und Miene machten, dies ihrer Wachsamkeit anvertraute Palladium aufs äußerste zu verteidigen.“ Indessen kroch der Kandidat behutsam den Damm hinauf; oben starrte ihm das von Oels her wohlbekannte Gesicht eines Mannes entgegen, der in die denkwürdigen, echt schlesischen Kraftausdrücke ausbrach: „I Gotts Donnerwetter, Herr Oelsner, sein Sie's doch! Wie sein Sie denn in das Mordloch kommen? Sie sehn ja aus wie en

¹⁾ W. Foerster, Der fünfte Oktober 1790, betrachtet am fünften Oktober 1840. Breslau.



Marmorbüste Johann Wilhelm Oelsners von Christian Rauch
im Elisabethgymnasium in Breslau

Schlammpeister!“ Das Abenteuer war bald erzählt. Dann nahm der Schwager den Geretteten mit in den Wagen, hüllte ihn sorglich ein, und so gelangte der Vielgeplagte rechtzeitig nach Breslau, wo er sich alsbald zum Prorektor Schummel begab, seine Probelektion ablegte und nach deren günstigem Verlauf die Stelle am Seminar mit einem Jahresgehalt von 50 Talern erhielt.

Es wäre verlockend, den Inhalt der kleinen Schrift noch weiter zu verfolgen und zu sehen, wie das damalige Breslau mit seinen 50—60000 Einwohnern auf den schüchternen Schulamtskandidaten wirkte, wie dieser es zustande

brachte, mit einer Barschaft von 4 Groschen pro Tag auszukommen und dabei als nobler Mann noch ein anständiges Trinkgeld zu verabreichen. Genug: er war wohlbestallter Seminar-kandidat und erhielt dazu das Recht, auch einige Stunden am Elisabethgymnasium zu erteilen. Niemand, er selbst am wenigsten, hätte es damals wohl geglaubt, wenn ihm gesagt worden wäre, daß er in Breslaus Mauern, in die er soeben als bescheidener Fußwanderer eingezogen war, noch eine glänzende Laufbahn zurücklegen werde.

Seine Stellung am Elisabethan war zunächst eine äußerst dürftige, auch dann noch, als er

im Jahre 1791 als „Substitut“ in ein festeres Verhältnis zu der Anstalt trat. Bald wurde er „Kollaborator“, 1798 „Kollege“, also festangestellter Lehrer in unserem Sinne, später sogar Professor extraordinarius, ein Titel, der mit den drei obersten Stellen verbunden war. Er gehörte zweifelsohne zu den tüchtigsten Lehrern des Gymnasiums, was unter anderem auch daraus hervorgeht, daß er im Jahre 1803 von der 8. gleich in die 2. Kollegenstelle aufrückte.

Aber seltsam genug: seine bedeutame, in die Augen fallende Tätigkeit lag nicht innerhalb, sondern außerhalb der Anstalt und begann damit, daß er im Jahre 1794 ein Privatlehrinstitut errichtete, das er dann bis zum Jahre 1809 fortführte. Wie ist diese Nebentätigkeit, die an seiner Stellung im Gymnasium nichts änderte, zu erklären? In erster Linie aus der traurigen, pekuniären und sozialen Lage der Lehrer, sodann aus den besonderen Zuständen am Gymnasium, endlich aber auch aus den allgemeinen Zeitverhältnissen heraus, die einem Unternehmen wie dem Oelsners ungemein günstig waren.

An der Spitze des Elisabethans stand seit 1788 ein Mann, der als Gelehrter auf dem Gebiete der Mathematik und Physik einen Welt Ruf genoss: Johann Ephraim Scheibel. Aber trotz aller Gelehrsamkeit fehlte ihm die Fähigkeit, als Schulmann Reformen durchzuführen, die zwar allgemein verlangt wurden, aber freilich nach Art und Umfang doch noch sehr wenig geklärt waren. Scheibel hing am Althergebrachten; das Neue war ihm ein zu unsicherer Boden; selbst die immerhin doch nur bescheidenen Neuerungen seines Vorgängers Lieberkühn fanden keine Gnade vor seinen Augen. Frömmelnden Wesens, schrullig, weit-schweifig in Wort und Schrift, ohne durchgreifende Energie und nachhaltige Kraft, hat er zwar eine Flut von Verordnungen um sich verbreitet, aber es blieb alles im Papier stecken; der Wille zur Tat fehlte.

So kam es denn auch, daß es ihm nicht gelang, einen einheitlichen Lehrkörper zu schaffen, daß er sich vergebens bemühte, die Disziplin in der Schule mit Sicherheit und Erfolg zu handhaben. Daher hören seine und auch anderer Klagen nie auf: die Lektionen werden von manchen Lehrern unpünktlich abgehalten und von vielen Schülern sehr unpünktlich besucht; während der Lektionen wird von den Zöglingen gegessen und geschwätzt; auch sonst treiben sie vielerlei Unfug und tun, was ihnen beliebt. Der Ton unter ihnen war recht roh, selbst die schlimmsten, sittlichen Verfehlungen fanden unter den Schülern Eingang, und nicht selten wurde über religiösen Indifferentis-

mus geklagt, der sich in einem Falle sogar zur Verspottung kirchlicher Einrichtungen steigerte. Scheibel eiferte in heiligem Zorn gegen den Zeitgeist, dem nichts ehrwürdig sei, gegen die „Lese-rey“, die alles wahllos verschlinge, gegen die Schundliteratur, die jugendliche Gemüter vergifte. Zu dieser Leseware rechnete er auch Voltaires Werke! Daß diese und ähnliche Erscheinungen auch teilweise auf den Einfluß der französischen Revolution zurückzuführen seien, wird von Scheibel zwar behutsam, aber doch deutlich angemerkt.

Wie gestaltete sich nun das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern im täglichen Schulbetriebe? Als Zeugnisse dafür sind einige Ordnungsbücher erhalten, in die regelmäßig Urteile und Beobachtungen eingetragen wurden, die das Lehrerherz bewegten. Den reichsten Farbenton tragen die tadelnden Neußerungen, weshalb sie kulturhistorisch am wertvollsten sind. Einige Belege, wie sie die vergilbten Blätter gerade darbieten, mögen hier eine Stelle finden: „X. frühstücket von 8—9 Uhr; deswegen kam er die Religionsstunde nicht besuchen.“ „X. fehlt immer wieder, und das mit der Miene quasi re bene gesta.“ „Sein Hut und er begreifen gleich viel.“ — „Ja und Nein sind seine längsten Antworten.“ „X. hilft den Raum ausfüllen.“ — „X. muß sehr oft auf der Eselsstelle stehen — knien. . .“ „X. Amphibientüde!“ „X. im Latein zurück — picus der Stuhl, puribus den Knaben!“ — „X. Häusliche B—Erziehung!“ „X. ein ehrlicher Junge! Freilich ohne Salz und Schmalz (ein Böötier).“ — „X. ist vor dem Odertor, also nicht weit her!“ „X. dumm!“ „X. ist zu einer Mamsell Hoffmann in die Schule gegangen und durch diese so vermamsellt worden, daß es labor Hercules sein wird, ihn ins Gleis zu bringen.“ — „X. Böser Hals und Stiefeln waren die Ursache, daß er viel Stunden veräunte.“ — „X. auch wegen Stiefeln und Wetter oft abwesend.“ — „X. In der Schule ruht er sich von seinem häuslichen Nichtstun aus.“ „X. Da er 2 Monate die Stelle einer Köchin zu Hause hat vertreten müssen, will sein Schulgehen nichts sagen.“ — „X. Dem Namen nach ein Wolf (der Knabe hieß so!), der Auf-führung nach ein Bock.“ — „Witterung, Krankheit, Schuh und Stiefeln, Ankunft der Fremden, Verschickung (?), Köcherey etc. haben dieses halbe Jahr meine Klasse von 8—9 oft so leer gemacht, daß manchmal bloß $\frac{1}{7}$ der Anzahl gegenwärtig waren.“ — „X. Wie könnte ich diesen stillen, lieben, fleißigen, lernbegierigen, gesitteten Menschen mit Stillschweigen übergehen? Nicht eine saure Miene hat er uns angelockt.“ — Und die ganze Liebe eines Schulmeisterherzens spiegelt sich in dem einfachen Wort wieder: „Ich bin dem Jungen gut. Dalk.“

Die ungünstigen Zeugnisse überwiegen in den untersten Ordnungen bei weitem. Das erklärt sich teilweise daraus, daß dem Gymnasium viel ungeeignetes Schülermaterial zuströmte. Auch im Lebensalter war dieses Schülerkonglomerat so verschieden, daß sieben- bis achtfährige Jüngelchen neben 14—16 jährige Burschen zu sitzen kamen. Um eine so buntscheckige Masse einigermaßen im Zaum zu halten, griff man eben zu den vielbeflagten, harten Zuchtmitteln, zu den Züchtigungen mit dem Ochsenziemer, der seit des Arletius Zeit nicht aufgehört hatte, eine Rolle zu spielen. Freilich nicht bloß die Schüler, sondern auch der Charakter der Lehrer, wie die ganze Zeitrichtung geben erst eine vollgültige Erklärung für die jeweilig herrschende Schulzucht ab.

Daß dem Lehrkörper die volle Einheitlichkeit mangelte, ist schon angedeutet. Sie war weder nach Vorbildung noch nach praktischer Betätigung vorhanden. Die meisten Lehrer betrachteten das Schulamt als einen Durchgangsposten zum Pastorat, und wer dem Schuldienste treu blieb, der hatte meist am Eingange zum Pfarramte Schiffbruch gelitten und mußte nun von der Schule wohl oder übel geduldet werden; denn auch die Versetzung in den Ruhestand konnte nicht in Frage kommen, weil kein Pensionsfonds vorhanden war und der Beteiligte somit hätte verhungern müssen. Die Lehrer standen daher auch vielfach in geringem Ansehen und wurden erbärmlich bezahlt. So hatte Oelsner trotz seiner anerkannten Tüchtigkeit im Jahre 1807 nicht mehr als 71 Taler festes Gehalt, im ganzen etwa 600 Taler.

Nach alledem kann das Gesamtbild des Gymnasiums aus der Zeit vor etwa 100 Jahren kein erfreuliches genannt werden. Allerdings muß bei der Beurteilung davor gewarnt werden, etwa unsere Anforderungen auf jene Zeit zu übertragen; denn diesen hätte weder das Elisabethgymnasium noch irgend eine andere Schule entsprechen können. Aber Vergleiche zwischen dem Einst und Jetzt dürfen wir ziehen, und dann zeigt sich doch immer der objektive Befund, daß eine Entwicklung seit damals vorliegt, der wir uns nicht zu schämen haben. Freilich zu wünschen hat jede Zeit, und es ist gut so; denn darin liegt der Reim des Fortschritts.

Uebrigens kommen die höheren Breslauer Schulen vor 100 Jahren auch in den Urteilen der Zeitgenossen recht schlecht weg. Auch das Elisabethgymnasium stand nicht hoch in der Gunst des Publikums. So kam es, daß seine Frequenz zurückging, daß die Eltern aus höheren Gesellschaftskreisen ihre Kinder nicht

dorthin schickten, und daß, wie Scheibel oft bitter klagte, nur eine „Armenschule“ übrig blieb.

Sonderbarerweise suchte er die Ursache dafür nicht in der eigenen Tätigkeit, nicht in dem Zustande des Gymnasiums, sondern entlud vielmehr seinen ganzen Groll auf den unter seiner Leitung tätigen jungen Lehrer Oelsner. Dieser hatte es nämlich im Jahre 1794 gewagt, ein Privatlehrinstitut zu begründen, und hatte damit nach des Rektors Meinung in erster Linie den Rückgang des Gymnasiums verschuldet. Das ist offenbare Felonie, das ist ein „status in statu!“ Dem müsse von der Behörde, in diesem Falle also vom Magistrat, ein Ende bereitet werden.

Demgegenüber verhielt sich Oelsner sehr ruhig und würdig. Zunächst entkräftete er den Vorwurf der unlauteren Konkurrenz und wies auf die allgemeine wirtschaftliche Lage des Lehrerstandes hin, die vorher geschildert ist. Unter solchen Umständen könne es niemandem verdacht werden, wenn er sich nach einem ehrenhaften Nebenerwerb umsehe. Oder sei es etwa würdig für einen Schulmann, wenn er Privatstunden erteile und dabei Sommer und Winter, bei Regen und Sonnenschein von Straße zu Straße, von Haus zu Haus eile, um gleich einem Hausierer sein saures Brot zu suchen? Jedenfalls ließ er sich durch Scheibels Angriffe nicht beirren, auch dann nicht, als der Magistrat seiner Pflicht gemäß eingriff und den jungen Lehrer vor seinen Richterstuhl forderte. Hier wies dieser nach, daß es sich bei seinem Institut nicht bloß um den Mammon handele; er habe vielmehr nach dem Beispiel von Schnepfenthal und, wie wir hinzusetzen dürfen, im Geiste seines Lehrers Wolf, eine Schule gründen wollen, wo nicht der Zuchtmeister herrsche, sondern das eigene Ehrgefühl der Schüler die Hauptinstanz der Erziehung bilde, wo die Mitwirkung der Eltern im weitesten Umfange herangezogen werde, und wo endlich der freien Entschließung ein möglichst großer Spielraum gelassen sei. In der Tat gewinnen auch wir den Eindruck, daß dieses Institut einzig in seiner Art und den Schulen alter Observanz weit überlegen war. Ein begeisterungsvolles und begeisterndes junges Kollegium, dessen Mitglieder, mit gleicher Vorbildung ausgestattet, sich so gegenseitig in die Hand arbeiteten, daß einer des anderen Werk unterstützte und erweitere, eine Disziplin, die körperlicher Strafen nicht bedurfte, und ein Lehrplan, der, aus einem Guß von unten bis oben hin ausgestaltet, den gleichmäßigen Fortschritt vom Leichterem zum Schwereren verbürgte: das sind die hervorragendsten Merkmale der Oelsnerschule, die,

wie man mit einem Worte sagen könnte, modern annahmet.

Wie schon gesagt, fiel die Entscheidung über das Schicksal der Schule dem Magistrat zu. Dickleibige Aktenbände sind uns erhalten, aus deren vergilbten Blättern hervorgeht, mit welchem Ernste die schwierige Frage behandelt wurde. Denn es stand doch schließlich nichts anderes zur Erörterung als das Verlangen, eine Klärung darüber herbeizuführen, ob man den öffentlichen Schulen das Recht der Exklusivität zusprechen solle oder nicht. Der Magistrat war in sich nicht einig. Verständige und krause Auffassungen wirbeln da bunt durcheinander; mancher faßt das Problem in der Tiefe, andere haften an der Oberfläche und an Neußerlichkeiten. Auch der Bildungsstand der Ratsmänner macht sich manchmal in recht drolligen Wendungen und Urteilen bemerkbar. So ist Ratsmann Baldowsky, im bürgerlichen Leben ein Krebsschmer, unumwundener Gegner des Oelsnerschen Instituts. Er betrachtet die ganze Angelegenheit mit den Augen eines Junfmannes alter Schule und sucht seinem Zorne deutlich Ausdruck zu geben darüber, daß ein „neues, ganz willkürliches, unkonzeptionirtes Institut“ den alten Anstalten so viel Abbruch tue. Die Gymnasien hätten es nicht nötig, eine solche Winkelschule neben sich zu dulden; denn sie hätten das „Monopol“ des Unterrichts, und wer ein Privilegium habe, der dulde keinen „Unrecipierten“ neben sich und keine neuen Einrichtungen, „wenn solche auch wirklich besser wären.“ Glücklicherweise teilten die meisten Magistratsmitglieder nicht diesen Junf-Utilitarismus.

Oelsner hatte sich klüglich die Hilfe des mächtigsten Mannes in Schlesien, des dirigierenden Ministers von Hoym, gesichert. Dieser wandte sich in einem recht deutlichen Schreiben an den Magistrat und betonte darin, daß er nicht begreife, wie man einem Manne Schwierigkeiten machen könne, dessen Schule allgemeines Vertrauen genieße, offenbar den Bedürfnissen des Publikums entspreche und tüchtige Leistungen aufzuweisen habe, wie von ihm selbst bei wiederholten Besuchen festgestellt worden sei. Und wenn die alten Schulen den Wettbewerb fürchteten, dann könne ihnen nur geraten werden, dieselben Wege einzuschlagen, die von Oelsners Schule mit so schönem Erfolge betreten worden seien.

Welchem Einflusse Hoyms Eingreifen zuzuschreiben ist, sei hier dahingestellt; jedenfalls entschied der Magistrat aufgrund einer Revision, die mit der Oelsnerschule vorgenommen wurde, daß sie unbehelligt ihre weitere Wirksamkeit

ausüben dürfe. Dem Rektor Scheibel dagegen wurde bedeutet, er möge nur selbst die nötigen Verbesserungen im Gymnasium durchführen, dann werde er gegen jede Konkurrenz gesichert sein.

Oelsners Institut hat noch bis in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts unter verschiedenen Leitern geblüht neben anderen Privatschulen, die nach Dutzenden zählten. Aber auch für das Elisabethan ist Oelsners Privatlehrertätigkeit bedeutungsvoll geworden, freilich nicht so lange Scheibel lebte. Aber als dieser 1809 starb und Ekler im Jahre 1810 das Rektorat bei St. Elisabeth übernahm, entwarf dieser einen Lehrplan, der einen neuen Geist atmete und, so will uns bedünken, dem Oelsnerschen Schulplan sehr nahe stand. Beziehungen waren zwischen den gleichaltrigen und gleichstrebenden Männern genug vorhanden — warum sollte sich das nicht auf den Schulbetrieb übertragen haben? Jedenfalls begann für das Gymnasium eine neue nicht nur, sondern auch eine bessere Zeit. Der Geist der großen preussischen Reform, die so viel alten Mist hinweggeschwemmt hat und im Schul- und Bildungswesen in Wilhelm von Humboldt, der gleich Oelsner ein Geistesverwandter Wolfs war, Fleisch und Blut gewann, hielt auch hier seinen Einzug.

Wir haben der Entwicklung von Oelsners Lebensgang vorgegriffen. Das Versäumte ist indessen bald nachgeholt. Im Jahre 1800 gründete er einen bescheidenen Hausstand. Aber wenn auch die äußeren irdischen Güter fehlten, die inneren Schätze des Glücks, Geist, Humor und Zufriedenheit, waren vorhanden. Das zeigte sich auch bei der Hochzeit, die von vier Freunden im blutigsten Mönchslatein verherrlicht wurde, eine literarische Spielerei, der man heute schwerlich Geschmack abgewinnen würde, so verblüffend manchmal auch die deutsch-lateinischen Wendungen wirken mögen.

Das glückliche Familienleben Oelsners, wie das seiner Zeitgenossen fand eine jähe Unterbrechung, als im Jahre 1806 die politische Katastrophe über Preußen hereinbrach: auf Jena folgte die Besetzung ganz Preußens und vor allem auch Schlesiens. Breslau machte 1806/07 seine letzte Belagerung durch, und die Bewohner lernten so die Drangsale des Krieges aus nächster Nähe kennen. Auch Oelsner wird mit seiner Familie, wie so viele andere, während der vier Belagerungswochen in einem Keller gehaust haben, um sich gegen die massenhaft in die Stadt geworfenen Geschosse des Feindes zu schützen. Aber wie bei einem so lebhaften Geiste nicht anders zu erwarten ist, hat er die furchtbaren Schreckenstage nicht bloß er- und durchlebt, sondern auch scharf beobachtet

und geistig erfaßt. Daraus entstand eine Beschreibung der Belagerung, die er zusammen mit seinem Freunde Sam. Gottfried Reiche, dem späteren Rektor bei St. Elisabeth, zu Papier brachte. Die Franzosenzeit war auch sonst noch bedeutungsvoll für ihn; denn im Jahre 1807 schrieb er unter den Augen der Franzosen und mit Zustimmung ihrer Zensur eine kleine Broschüre, die sich mit großer Sachkenntnis über die Lage der schlesischen Leinwand- und Tuchfabrikation, besonders aber über das Wollausfuhrproblem verbreitete, das damals mit großer Heftigkeit umstritten wurde. Man sieht aus dem Schriftchen, daß Oelsner trotz seiner ausgeprägten Neigungen zu den Wissenschaften doch auch ein praktisch und kaufmännisch denkender Mann geworden war. Vielleicht ist das kleine Preßerzeugnis auch von seinem Onkel Karl Heinrich Fritsch, einem Breslauer Tuchkaufmann, mit beeinflusst worden. Jedenfalls hat Oelsner dessen Zuneigung in so hohem Maße genossen, daß er von ihm als Universalerbe eingesetzt wurde, damit er, wie das Testament sagt, durch den schweren Schulberuf nicht Schaden an seiner Gesundheit erleide. Fritsch starb im Jahre 1809, und nun wurde Oelsner ein schwerreicher Mann, dessen Besitz auf 300 000 Taler eingeschätzt wurde. Natürlich bemächtigte sich der Stadtklatsch der Angelegenheit; giftige Zungen behaupteten, Oelsner habe Erbtschleicherei getrieben, habe den alten Fritsch auf seine Seite zu bringen gewußt, indem er dem „kränklichen Mann die Bibel vorlas und auf die Zeit mit schelten half“, von anderen böswilligen Gerüchten ganz zu schweigen. Ja, mehr noch: Oelsner wurde damals auch politisch verdächtig. Wenn nicht alles täuscht, suchte man ihn als Franzosenfreund hinzustellen, deren es damals allerdings viele im Lande gab. Vielleicht hat auch der Ruf seines geistig hochbedeutenden Bruders Konrad Engelbert den seinen geschädigt. Denn dieser, wohl einer der wenigen Deutschen, die mit regstem Interesse die große französische Revolution an Ort und Stelle und von Anfang bis zu Ende mit durchlebten, ein Freund des Abbé Sieyès und anderer Führer der Bewegung, galt allgemein als ein gefährlicher Mensch, wurde als Spion im Solde Frankreichs bezeichnet und war als solcher sogar einer schimpflichen Verhaftung auf schlesischem Boden ausgesetzt. Es liegt eine Eingabe vor, in der sich der Breslauer Lehrer für seinen Bruder verwandte und dessen Anschuldigung überzeugend darzutun versuchte. Man hat später den bösen Verdacht vollkommen fallen lassen, wie schon daraus hervorgeht, daß Konrad Engelbert in ruhigeren Zeiten im preußischen Staatsdienst tätig gewesen ist. Beide Brüder sollen in

einem regen Briefwechsel gestanden haben; schade nur, daß sich von diesem gewiß hochinteressanten Gedankenaustausch in dem Nachlaß Oelsners und seiner Familie bisher auch nicht eine Spur hat auffinden lassen.

Jedenfalls stand Johann Wilhelm im Jahre 1809 auf der schwarzen Liste, wurde der preußischen Regierung als verdächtig denunziert und hatte den hellen Zorn des Ministers Dohna auszuhalten, der seiner gereizten Stimmung wiederholt dahin Ausdruck gab, daß Oelsner und Konforten unschädlich gemacht werden müßten. Indessen ist jenem nichts widerfahren, während Schummel, Oelsners alter Gönner und Kollege am Elisabethan, an seiner Franzosenfreundschaft zu grunde ging.

In dieser kritischen Zeit schied Oelsner als reicher Erbe natürlich aus dem Verbands des Gymnasiums, dem er fast 20 Jahre angehört hatte, aus und wurde Kaufmann, indem er das Geschäft seines verstorbenen Onkels fortführte. Dem Elisabethan bewahrte er zeit lebens eine treue Anhänglichkeit, wenn ihn auch sein neuer Beruf in einen Wirkungskreis drängte, der, weitab von dem begrenzten Arbeitsfelde eines Schulmannes, der ganzen Provinz, ja, dem Staate zu statten kam. Denn Oelsner war ein Großkaufmann im wahren Sinne des Wortes. Wenn einmal die Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung unserer Provinz im 19. Jahrhundert geschrieben wird, dann muß diese Darstellung auch von seinem bedeutamen Wirken eingehend berichten; denn die Ausbildung der Tuchfabrikation in Schlesien ist in erster Linie sein Werk. Seine Fabrik in dem alten Klostergebäude in Trebnitz war geradezu vorbildlich, die Ausnutzung der Dampfkraft wurde in weitem Umfange dort durchgeführt. Diese und ähnliche Arbeiten führten ihn auch nach Berlin; bei den führenden Staatsmännern ging er aus und ein. Handelspolitische Maßnahmen gegen Rußland zeitigten Konferenzen, in denen sein kluger Rat gehört wurde.

Dabei entzog er sich keineswegs den Bürgerpflichten, die seine zweite Vaterstadt ihm auferlegte. Er war an hervorragender Stelle Mitglied der Stadtverordnetenversammlung, auch damals, als im Jahre 1813 Preußens Nar vor Napoleons Scharen, die auf schlesischem Boden standen, zum zweitenmal in den Staub zu sinken schien. Um das Geschick der Provinzialhauptstadt, der die Drangsale der Jahre 1806—8 zu drohen schienen, nach Kräften zu mildern, ging er mit anderen Deputierten nach Neumarkt, wo Napoleon damals stand. In dem dürftig ausgestatteten Zimmer der kleinen schlesischen Stadt haben die Breslauer Bürger eine denkwürdige Unterredung mit

dem Gewaltigen gehabt. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die darüber hinterlassenen Aufzeichnungen von Oelsners Hand stammen. Sie geben einen anschaulichen Eindruck von der Person des Velteroberers und seinen kriegerischen Maßnahmen, denen Breslau aufs neue ausgesetzt war. Oelsner wie seine Familie waren davon durchdrungen, daß die auffallend milde Behandlung, die Napoleon der Stadt angedeihen ließ, eine Folge jener Sendung gewesen sei; von anderer Seite ist daran gezweifelt worden. Sei dem, wie ihm wolle; wenn man jemals in einer verbitterten Zeit Oelsners Vaterlandsliebe hatte verdächtigen können: in diesen Jahren einer beispiellosen Volkserhebung und Befreiung von fremdem Joch hat er sich als Vaterlandsfreund im edelsten Sinne des Wortes bewährt. Das zeigte sich auch bei Gelegenheit einer schlichten Feier, die er am 19. Juli 1814, dem Sterbetage der Königin Luise, als Karlsbader Kurgast zum Gedächtnis der Berewigten und im Hinblick auf den glorreich beendeten Frühjahrsfeldzug in Frankreich ins Werk setzen half.

Auch sein Leben war, je länger, je mehr, dem Dienste der Menschenliebe geweiht. Für Breslaus Volksschulwesen, sowie sein kirchliches Leben war er jahrelang tätig und stets zu Opfern bereit. Er war es auch, der Schulen eingerichtet wissen wollte, die vor allem dem Gewerbebestande dienen sollten, eine Forderung, die erst in der Neuzeit Erfüllung gefunden hat. Die Unglücklichen und Armen der Stadt standen ihm besonders nahe. Die Taubstummenschule zählt ihn zu ihren Mitbegründern; er hat das besondere Verdienst, den Grund und Boden, auf dem sie heute noch steht, unentgeltlich hergegeben zu haben. Die „Oelsnerstraße“ hält in jener Stadtgegend sein Andenken lebendig. Ein anderes sichtbares Zeichen seiner Wirksamkeit finden wir auf dem Breslauer Ringe: das Denkmal des großen Königs, für den er zeitlebens eine besondere Verehrung

gebeht hat, ist seiner Initiative, seiner Opferwilligkeit und Geschäftsflugheit zu verdanken.

Trotz dieser vielseitigen Tätigkeit behielt er doch noch Zeit übrig, um seiner geliebten Wissenschaft zu huldigen. Dafür ist seine herrliche Bibliothek Zeugnis, die er in Trebnitz aufgestellt hatte. Und noch heute können wir nur mit innigem Bedauern der Tatsache gedenken, daß sie längere Zeit nach seinem Tode verkauft und so in alle Winde verstreut worden ist; nur wenig, darunter Eschenloers Chronik, ist für die Breslauer Stadtbibliothek gerettet worden.

„Die stillen Familienfreuden sind es,“ so schrieb Oelsner einst, „die das Herz mit Ruhe und Zufriedenheit erfüllen, es jedem Guten und Edlen öffnen und es zu den erhabensten Unternehmungen und Taten stimmen.“ Die Wahrheit dieser Worte hatte er selbst in einem harmonischen Familienleben erprobt. Ein reicher Grundbesitz, zu dem unter anderem die Güter Maltshawe bei Trebnitz, EASTERHAUSEN und RAABEN im Striegauer und Schweidnitzer Kreise gehörten, boten dem regen Geiste Anregung, Arbeit und Erholung in reicher Fülle. Ein offenes Haus, eine offene Tafel, dazu ein erlesener Freundeskreis, in dem auch frühere Amtsgenossen nicht fehlten, boten hinreichend Anlaß und Gelegenheit zu harmlosen Freuden und regem Gedankenaustausch. Noch ist ein handschriftliches Tagebuch von der Hand seines Sohnes Wilhelm vorhanden, das deutlich erkennen läßt, wie es im Hause Oelsners zuging.

Einem so reichen Leben war auch äußere Anerkennung nicht ver sagt: bald nach dem Beginn seiner Wirksamkeit als Kaufmann wurde er Kommerzienrat, später Geheimer Kommerzienrat und Ritter hoher Orden.

Alls rüstiger Greis von 82 Jahren starb er am 15. November 1848 und wurde vier Tage nachher zur letzten Ruhe bestattet. Ein wackerer Bürger, ein weitblickender Kaufmann und ein guter Mensch war mit ihm dahingegangen.

Der Frost

Der Frost schreitet mit klirrendem Schritt.
Ein silbriges Echo will mit.
Und wo er wandert im schneeweissen Land,
Breitet sich eisiger Flittertand.
Er kommt zur Stadt. Aus zierlichem Haus
Schaut ein Mädel heraus
Und späht durchs dunkel und bangt und träumt,
Weil der Liebste säumt . . .
Der Frost faßt trotzig das Mädel an,
Wie er's eisig dem Land getan.
Da packt ihn jungheißes, bebendes Blut
Wie sengende Glut.
Er stöhnt und zuckt mit versengter Hand
. . . und kehrt sich zum Land.

Hans Herbert Ulrich

Die historische Windmühle in Plagwitz

Von Gerhard Dresler in Friedeberg a. Qu.

Durch die von den Tagesblättern vor kurzem gemeldete Ergreifung eines der gefährlichsten Nordbrenner der Gegenwart ist zugleich der Name der seinerzeit von der verbrecherischen Hand jenes Schandbuben in Asche gelegten historischen Windmühle bei Plagwitz, Kreis Löwenberg, in den Mittelpunkt des Interesses gerückt worden, während man sich jenes Gebäudes und der Umstände, die ihm die Bezeichnung „historisch“ eintrugen, andernfalls wohl erst in den letzten

Augusttagen dieses Jahres erinnern hätte. Indem wir unseren Lesern jenen nunmehr verschwundenen Zeugen aus großer Zeit im Bilde vorführen, sei es uns zugleich vergönnt, jetzt schon der geschichtlichen Ereignisse zu gedenken, die sich zu seinen Füßen abspielten.

Die ehrwürdige Windmühle, die ein Alter von 149 Jahren erreichte, sah bereits kurze Zeit nach ihrem Entstehen die Kriegsfackel um sich her leuchten. Bezeichnet doch das Jahr 1756, in dem die Mühle erbaut wurde, zugleich den Beginn des siebenjährigen Krieges, dessen Schauplatz die Stadt Löwenberg und ihre Umgebung wiederholt waren.

Ihre eigentliche historische Bedeutung aber gewann die Mühle erst in den Gefechten des Jahres 1813.

Nach dem am 10. August gekündigten Waffenstillstande fanden die Gefechte bei Lahn am 16. August, sowie am 19. August bei Sieben-eichen und bei Ludwigsdorf statt. Am 21. August traf Napoleon von Lauban aus mit den Garden in Löwenberg ein, und unter seiner Leitung wurde der Uebergang über den Bober nach Plagwitz zu ausgeführt, durch den die verbündeten Truppen zum Rückzuge nach Goldberg und Jauer genötigt wurden.

Napoleon, welcher am 24. August die Nachricht von dem ihn im Rücken bedrohenden

Uebergange der österreichischen Armee über das Erzgebirge erhalten hatte, zog nunmehr eiligst wieder mit den Garden gegen Dresden. Den Oberbefehl über seine in Schlesien gegen die Blücher'sche Armee operierenden Truppen übertrug er dem Marschall Macdonald, dem Herzoge von Tarent.

Starke Regengüsse verwandelten vom 26. bis 29. August Bäche und Flüsse in Ströme. Die Verbündeten rückten von Jauer aus mit neuem Mute vor und vernichteten am 26. August das französische Heer in der Schlacht „an der Rakzbach“, dem Gefechte am Wolfsberge bei Goldberg.

Sodann kam der für Löwenberg und Plagwitz denkwürdige 29. August heran. Die Division Puthaud von Laurijon'schen Armeekorps war bereits am 26. August von Marschall Macdonald beordert worden, von Löwenberg über Schönau nach Jauer vorzudringen und den preussischen Truppen in den Rücken zu fallen. Sie kam aber nur bis Schönau, er-

fuhr dort den Verlust der Schlacht an der Rakzbach, konnte aber wegen der Ueberschwemmung nicht über den Bober zurück. Sie versuchte daher, weiter aufwärts — bei Hirschberg — nach dem Gebirge zu entkommen; aber auch dort verhinderte der angeschwollene Bober den Uebergang. Sie marschierte daher am 28. August wieder abwärts nach Löwenberg zu, um dort einen Uebergang zu finden oder sich mit der über Bunzlau abziehenden Armee zu vereinigen. Indessen war die Avantgarde des russischen Korps unter Langeron von Goldberg bis Zobten vorgerückt. Sie zog sich jedoch nach Hohndorf zurück, als Puthaud Kanonen gegen sie auffahren ließ. Die Franzosen bezogen nun ein Bivak bei Zobten. Am 28. August setzte sich die Division Puthaud wieder in Marsch über Höfel auf die Anhöhen,



phot. Arzt in Löwenberg

Die historische Windmühle in Plagwitz



Der Steinberg bei Plagwitz

Ort der Gefangenahme des Puthaud'schen Korps am 29. August 1813
Am Hintergrunde der Weinberg und der Luftenberg, Blüchers Stellung am 21. August

welche sich auf Plagwitz hinabziehen. Die Hoffnung des Generals Puthaud, bei Löwenberg den Bober passieren zu können, erwies sich als trügerisch; denn der zum reißenden Strome angewachsene Bober hatte alle Brücken mitgerissen. Schon während des Marsches über Höfel wurde die Division von den nachfolgenden Kosaken unaufhörlich angegriffen. Währenddessen rückte das Langeronsche Korps, welches von der Verlegenheit des Generals Puthaud wohl unterrichtet war, über Lauterseeffen und Petersdorf gegen Höfel an und trieb die Feinde über den „langen Berg“ an der alten Schönauer Straße (die über den Steinberg und den Windmühlenberg nach Höfel führende Straße) auf den Windmühlenberg bei Plagwitz hinab. Sobald Puthaud in Plagwitz angekommen war und seine Division durch die nach der Schlacht an der Raabach hierher geflüchteten Franzosen verstärkt hatte, ließ er Anstalten treffen, an dieser Stelle eine Brücke über den Bober zu schlagen. Die größten Schwierigkeiten bereitete die Heftigkeit des Stromes; aber es fehlte auch an jeglichem geeigneten Material und außerdem an Zeit. Dennoch wurde das Unmögliche versucht. In den Säubernhäusern und in Plagwitz wurden die Häuser abgedeckt und eingerissen, damit man Balken und Bretter zum Brückenbau erlange; aber alle Bemühungen waren vergebens, alle mühsam gebauten Anfänge nahm der Strom mit fort. Aber auch die Russen taten das ihrige, den Brückenbau zu verhindern. Die russischen Vortruppen,

zwei Jägerbrigaden, bestehend aus den Regimentern Nr. 11, 28, 32 und 36 hatten sich an beiden Seiten der Straße nach Goldberg in der Höhe von Ober-Plagwitz gelagert. Als die Franzosen Miene machten, die Brücke zu bauen, erhielten jene Truppen Befehl, die Feinde zu beunruhigen. Sie eröffneten ein Tirailleurfeuer, welches den ganzen Vormittag unterhalten wurde, sich aber von 11 Uhr ab besonders lebhaft gestaltete. Mittags gegen 1 Uhr fuhr Oberst-Leutnant Nasterowski eine leichte Batterie auf dem Hirschberge auf; eine andere nahm bald darauf Stellung auf dem Luftenberg. Von beiden erhielten die Franzosen lebhaftes Feuer, was sie aber nicht minder lebhaft erwiderten. Da das Gefecht in dieser Weise jedoch nur zu großem Menschenverluste führte, begann gegen 2 Uhr der Angriff der Russen ernsthafter zu werden. Fürst Czernbatow rückte mit seiner Division und mehreren Geschützen von Höfel her und General Korff mit der Reiterei die Straße entlang auf den Plagwitzer Kretscham zu und über denselben hinaus gegen General Puthaud vor, so daß dieser trotz sehr energischer Verteidigung von der Höhe herunter auf den Windmühlenberg und den Lettenberg gedrängt wurde. Gegen 3 Uhr wurde der Hauptangriff unternommen. Etwa tausend russische Jäger warfen sich vom Luftenberg herab, eilten durch die Gärten von Nieder-Plagwitz und griffen mit lautem, bis in die Stadt vernehmbarem „Hurra“ nun auch von dieser Seite die bedrängten Franzosen an,



phot. Mielert in Sprottan

Der Kretscham in Plagwitz

die vorn durch den Bober, hinten und auf den Seiten von den Russen völlig eingeschlossen waren. Das historische Schauspiel, welches sich an diesem Tage hier abspielte, war ein Sedan im Kleinen. Obgleich die Franzosen wacker kämpften, obgleich ihre Artillerie todesmutig ihre Schuldigkeit tat, konnten sie keinen Erfolg erringen; ihr Schicksal war besiegelt.

Viele Offiziere der Division eilten den mit Gesträuch bewachsenen Abhang des Lettenberges nach dem Bober hinab und suchten schwimmend das andere Ufer zu erreichen. Sie fanden aber mit wenigen Ausnahmen in den Wellen ihren Tod. Bei der Infanterie muß zu Ende der Katastrophe von Disziplin nicht mehr viel die Rede gewesen sein; sie



phot. Mielert in Sprottan

Das an der Stelle der niedergebrannten Plagwitzer Mühle errichtete Denkmal

ergab sich den Russen in aufgelösten, ungeordneten Massen. Als einzige geschlossene Truppe wurde die Kavallerie zur Uebergabe gezwungen. General Puthaud selbst und sein Stab machten einen verzweifelten Versuch, bei der steinernen Brücke den Uebergang zu ermöglichen; aber sie konnten, nachdem diese passiert war, nicht weiter und mußten sich den sie verfolgenden Kosaken gefangen geben. Gegen 2000 Mann sollen im Bober ihren Tod gefunden und 6000 Mann sich ergeben haben. Erbeutet wurden 24 Kanonen und zwei Adler. Letztere gehörten dem 146. und 148. Linienregiment, von welchem das eine früher in Aegypten bei den Pyramiden mitgekocht hatte. Außerdem wurden noch einige Munitionswagen erbeutet. Die Beute würde größer gewesen sein, wenn die Franzosen nicht am Tage vorher die aus der Schlacht an der Rakbach hierher geflüchteten Bagage- und Munitionswagen, ungefähr 70 an der Zahl, am Fuße des Luftenberges verbrannt bezw. in die Luft gesprengt hätten. Auch die Kassengelder der Division hatte man rechtzeitig vor Wegnahme geschützt. Glaubwürdige Personen haben darüber berichtet: noch im Laufe des späten Vormittags, als Puthaud wohl bereits von der Hoffnungslosigkeit seiner Lage überzeugt war, gab er Befehl, ein Bataillon westfälischer Infanterie auf den Feldern des ehemaligen Nixdorfschen Gutes in Ober-Plagwitz, jetzt dem Restgutsbesitzer Krause gehörig, zu einem Karree zu formieren. In dieses wurde der die Kriegskasse bergende Wagen gefahren worauf man diesen in den Sumpf versenkte.

Die noch in Löwenberg stehenden französischen Truppen hatten vergeblich versucht, der Division Puthaud zu Hilfe zu kommen. Zwar befahl der Kommandant wiederholt, die Brücke unter allen Umständen zu Stande zu bringen; aber es war unmöglich. Ebenso blieb die Beteiligung ihrer Geschütze an dem Kampfe erfolglos.

Am 30. August früh wollten die Russen eine Brücke über den Bober nach Löwenberg schlagen. Sie wurden aber von der noch dort weilenden französischen Besatzung daran gehindert; doch zog sich letztere nachmittags nach Lauban zurück.

Am 31. August wurde das Hauptquartier Blüchers von Hohlstein nach Löwenberg verlegt, hier der Armeebericht über die Schlacht an der Rakbach gedruckt und am Abend des 1. Septembers, während sich die Franzosen sämtlich über den Queis zurückzogen, und somit der Feldzug in Schlesien beendet war, in der evangelischen Kirche ein feierliches Dankfest gehalten, welchem Blücher mit seinem ganzen Stabe beiwohnte. Zum Dank für die glückliche Befreiung der Stadt aus Feindes-

hand feiert Löwenberg seitdem alljährlich sein Blücherfest, dessen wir bereits Seite 118 dieses Jahrganges gedachten.

Am 10. Juni 1905, in der Nacht zum Pfingstsonnabend, wurden die nächsten Anwohner der Windmühle gegen 1 Uhr nachts durch Schüsse geweckt. Diesmal war es aber nicht der Feind, welcher den Frieden störte, sondern das Verbrechen. Kurz darauf bemerkte man, daß das Wirtschaftsgebäude des Mühlenbesizers Knappe über und über brannte. Hilfsbereite Leute, welche herzuieilten, konnten ihre rettende Hand nicht mehr anlegen, da außer dem Wirtschaftsgebäude auch die historische Windmühle bereits völlig in Flammen stand. In großer Sorge schwebte man um den Besizer des Anwesens, welcher als vermögend bekannt war, und der an diesem Abende allein geschlafen hatte. Die Vermutung, daß der alte Mann das Opfer eines Verbrechens geworden sei, bestätigte sich am folgenden Morgen. Als man die Trümmer durchsuchte, fand man seine Ueberreste verkohlt vor. Die angestellten Ermittlungen ergaben, daß ein früher bei ihm in Arbeit gewesener Müllergefelle Sternickel das Verbrechen in Gemeinschaft mit einigen Genossen begangen hatte. Zwei seiner Komplizen, die Brüder Reinhold und Wilhelm Pietzsch aus Breslau, konnten ergriffen werden. In der am 20. Oktober vor dem Schwurgericht zu Hirschberg gegen sie geführten Verhandlung stellte sich heraus, daß der eine der Brüder, Wilhelm Pietzsch, unbeteiligt gewesen war — er hatte während der Tat an einem Wegeande geschlafen —, während der andere seine Beihilfe nicht leugnen konnte. Beide Brüder sagten jedoch aus, daß Sternickel der Urheber und Vollbringer der Tat gewesen sei. Für seine Beihilfe erhielt Reinhold Pietzsch eine Zuchthausstrafe von zehn Jahren zuerkannt; Wilhelm Pietzsch wurde freigesprochen.

In diesen Tagen ist nun auch der Hauptschuldige in die Hände der sühnenden Gerechtigkeit gefallen. Ihm wird die bittere Frucht seiner Untaten nicht vorenthalten bleiben. Gewährt uns dieses Bewußtsein einerseits das Gefühl tiefer Befriedigung, so verbleibt uns andererseits im Sedenken an die durch Bubenhänder vernichteten Menschenleben und an das durch dieselbe Hand zerstörte historische Mal aus einer für unsere gesamte Heimat hoch bedeutenden Zeit das bittere Empfinden, das in der bekannten Lichtwertschen Fabel die durch den Tod ihrer Kinder tiefbetrübte Henne, während sie der Tötung des schuldigen Wiefels beiwohnt, in die Worte kleidet:

„Man bricht des Mörders Glieder!

Allein die Tat ist schon verübt!

Wer gibt mir meine Kinder wieder?“

Zur Etymologie schlesischer Ortsnamen

Von Paul Hefftner in Breslau

Wenn auch im allgemeinen nur wenige daran denken, auf welche Weise dieses Wort oder jener Name entstanden sein mag, so kann man doch von einer Volksetymologie reden. Denn es gibt im Volke — allerdings sehr vereinzelt — stille Denker, die, obschon ungeschult und ohne Anleitung, ganz richtige Schlüsse ziehen, z. B., daß die Namen des Ruckucks und des Finken nach ihrem Ruf gebildet sind, und daß die Bedeutung verschiedener Verba nach den Geräuschen bestimmt wird, die durch die entsprechenden Tätigkeiten verursacht werden. Weit zahlreicher als solche Volksetymologien sind die Volksetymologen, deren Phantasie besonders aus den Ortsnamen etwas herausoder in sie hineinfabuliert, das von der wahren Bedeutung in den allermeisten Fällen weit entfernt, dazu oftmals recht leichter Natur ist.

Einige Beispiele hierfür mögen folgen. Südlich von Breslau liegen in den Kreisen Strehlen und Ohlau die Ortschaften Großburg, Haltauf und Schweinebraten. Aus der erstgenannten wird erzählt, sei vor Zeiten ein großer Burg (Schwein) entlaufen, auf dessen Flucht hin von den Nachsekenden Haltauf gerufen, der aber erst an der Stelle des zuletzt genannten Ortes gefangen, geschlachtet und gebraten wurde. — Da, wo jetzt Ratibor liegt, soll vor etwa 1000 Jahren einem reisenden Herrn ein Rad am Wagen zerbrochen und das Ersatzrad von ihm nicht bezahlt, sondern nur geborgt worden sein, wobei er deutsch radebrechte: Rad i bor, d. h. Rad ich borg. Daraus sei der Name der Stadt Ratibor entstanden.*) — Die Städtenamen Leobschütz, Ottmachau, Dyhernfurth sollen nach der Volksmeinung aus den Imperativen Leo, beschütz! Otto, mach auf! Die Herrn fort! gebildet sein. — Der Ratschenberg bei Reinerz, an dessen Fuße Friedrich der Große im Juli 1778 während des bayrischen Erbfolgekrieges mit einem Heere gelegen hat, soll dem Könige und seinen Generalen als heimlicher Beratungsort gedient haben und sein Name entstanden sein aus „Rat' schön!“ womit der König seine Ratgeber aufforderte, ihre Meinung zu äußern. — Der Name Trebnitz wird besonders von Polen folgendermaßen erklärt: Als nach Errichtung des dortigen

Klosters die hohe Gründerin, die Gemahlin Herzog Heinrichs I von Schlesien, Hedwig, fragte, ob an der Einrichtung noch etwas fehle, sei polnisch geantwortet worden: trzeba nic, d. h. (es ist) nichts nötig; aus dieser kurzen Antwort wäre der Name der Stadt zusammengesetzt. — Der in Schlesien vierzigmal vorkommende Ortsname Ellgoth, Ellguth (in Böhmen, Mähren und Oesterreich-Schlesien meist in der tschechischen Form Lhota über hundertmal, nur drei- und zweimal in Posen und Galizien) soll nach der Volksetymologie aus Edelgut gebildet sein, oder auch Heide bedeuten. Männer von höherer Bildung sind, weil sie den polnischen Namen für Ellguth, Ligota in polnischen Wörterbüchern nicht fanden, durch rühmliches Nachsinnen auf die Idee gekommen, ihn als ursprünglich gotische Siedelungen anzusprechen und deuten das gota vorgestellte li als Abkürzung von bieli = weiß, hell und das Ganze als Ansiedelung der Goten in heller Waldlichtung.

Wir kommen weiterhin auf Ellguth-Ligota, wie auf die meisten der andern vorgenannten Namen zurück, indem wir sie vom Standpunkt der wissenschaftlichen Etymologie ins Auge fassen. Zuvor sei jedoch der Bemerkung Ausdruck gegeben, daß sich niemand beschämt fühlen möge, der, nur gelegentlich mit Etymologie sich beschäftigend, statt einen Treffer zu erzielen, weitab ins Blaue schießt. Denn schon größeren Vorgängern ist dies passiert. Welchem Gebildeten ist nicht das Muster falscher Ableitung bekannt, das sich der große Redner und Staatsmann Cicero geleistet hat in lucus a non lucendo. Lucus (= der Hain) soll, weil es dunkel in ihm ist, von non lucere = nicht hell sein herkommen! Wenige Jahrhunderte später hat der römische Rechtsgelehrte Paulus in ähnlich falscher Weise das Wort mutuum = das Darlehen als aus meo tuum entstanden erklärt, d. h. was von dem meinigen dein wird (appellata est autem mutui datio ab eo, quod de meo tuum fit).

Aus dem Vorstehenden geht hervor, daß die Volksetymologie selbst in ihren ernsthafter gehaltenen Resultaten für die Wissenschaft nur insofern Wert hat, als sie Anregung zu Studien und Widerlegungen bietet. Sonst dienen die oft scherzhaften Auslegungen nur zu belustigender Unterhaltung, und man kann ihnen schon aus diesem Grunde die Existenzberechtigung nicht absprechen.

*) Das Vorhandensein eines halben Rades im Wappen der Stadt wird wohl auf dieser alten Erzählung beruhen, deren Glaubwürdigkeit bei der großen Menge dadurch nur bekräftigt wird. Ähnlich irreführend verhält es sich mit dem Bären im Berliner Stadtwappen.

Die wissenschaftliche Namenkunde, die sich zuweilen auch irrt, wie Irren eben menschlich ist, sucht aus den ältesten Schreibungen der Ortsnamen ihre Bedeutung zu erkennen, während die Volksetymologie die neuen, meist sehr umgestalteten Namenformen zur Grundlage ihrer Auslegung nimmt und durch vorzugsweise silbenweise Deutung der Namen ihre vielfach wunderlichen Erfolge erzielt. Wenn es sich, wie bei uns in Schlesien oftmals, um slavische Namen handelt, ist gründliche Kenntnis einer slavischen Sprache, am besten der polnischen, notwendig. Weil, wie in jedem Leben, auch im Leben der Sprachen — in diesen allerdings sehr langsam — ein Werden und Vergehen beobachtet wird, völliges Verschwinden von Wortstämmen vorkommt und gegen früher bis zur Unkenntlichkeit entstellte Formen erscheinen, so kann nicht immer mit Sicherheit darauf gerechnet werden, daß man für einen Namen ein erklärendes Wort selbst in dem besten Lexikon findet. Dies ist z. B. der Fall bei Ligota für den Ortsnamen Ellguth. Lgota (mit euphonischem i ligota) ist im Polnischen erloschen, aber im Russischen noch vorhanden und hat die Bedeutung Erleichterung, Befreiung von gewissen Abgaben auf bestimmte Zeit. Im Polnischen ist das Wort jetzt durch ulga, ulzenie (von ulżyć erleichtern) ersetzt. In meinem Buche „Ursprung und Bedeutung der Ortsnamen im Stadt- und Landkreise Breslau. 1910. Ferd. Hirts Verlag“ ist aus den schlesischen Regesten ein historisches Beispiel vom Jahre 1271 angegeben, das die Bedeutung dieses Namens trefflich beleuchtet: „Bischof Thomas von Breslau gewährt dem Sobezlaus, Ritter von Ostrosiche, auf seinem Gute hinter Sandewalde, Lgota (Ellguth bei Suhrau), von den Neubruchsländereien Freiheit vom Zehnten für 12 Jahre.“

Daß der Name Trebnitz nicht auf die oben von Volksetymologen angegebene Weise entstanden ist, wird schon damit bewiesen, daß es eine ganze Anzahl gleichlautender Ortsnamen gibt. Es finden sich mehrere Trebnitz in Böhmen und im Regierungsbezirk Merseburg, ja, eins in Neuß j. L. und im Regierungsbezirk Frankfurt. Dazu kommen viele ähnliche, von denen hier die schlesischen genannt sein mögen: Trebitsch, Krs. Slogau, Trebnig, Krs. Nimptsch, Strzebin, Krs. Lublinitz, Strebinow, Krs. Groß-Strehlik, Throem, Krs. Ratibor (1444 Trzebon). Sie stammen größtenteils vom altslavischen trebiti, polnisch trzebić — reinigen, ausroden, den Wald abtreiben, in einzelnen Fällen vom altslavischen Stamme treh und den daraus gebildeten Personennamen Treba, Trebon der Tüchtige, Zuverlässige. Ihre Bedeutung ist also mit Rodeland, Hauland, Neuland oder Orte der Treba, Trebon wiederzugeben.

Der Ratschenberg bei Reinerz trägt natürlich seinen Namen schon seit Jahrhunderten, nicht erst seit 1778. Er ist zurückzuführen auf das tschechische hrad polnisch grad. Dieses Appellativ bezeichnete ursprünglich etwas Umhiegtes wie unser Garten, mit dem es laut- und sinnverwandt ist, wie mit dem lateinischen hortus. Später hat sich seine Bedeutung zu arx, castrum Burg, befestigtes Lager, Stadt erweitert. Auf diesen slavischen Namen sind zurückzuführen die schlesischen Ortsnamen Grottkau, Grottki, Krs. Wohlau, Grödiß, Krs. Goldberg-Haynau, Grodiß, Krs. Namslau und Falkenberg, Grädiß, Krs. Slogau, Schweidnitz und Grottkau, Grötsch, Krs. Kosel, Grodiske, Krs. Groß-Strehlik, Kritschen (1391 Grodzisch) und Wiesegrade — vulgo Wieschegrade (d. i. Hochburg) — Krs. Oels, Ratsch, Krs. Ratibor, Gratschein, Krs. Leobschütz, Ratschin, Krs. Landeshut und Schönau. Wünschelburg, Krs. Glaß, heißt tschechisch Hradek — kleine Burg. Der Umstand, daß auf dem Ratschenberge wie bei den meisten der eben genannten Orte keinerlei Reste alter Befestigungen gefunden werden, widerspricht der Ableitung von hrad, grad keineswegs; denn die ältesten Umhiegungen bestanden aus Holz. Die Stadt Glaß, 981 als castellum Cladzko situm iuxta flumen nomine Nizam erwähnt, hat ihren Namen vom tschechischen klada, polnisch kloda Holzstamm und bedeutet etwa befestigtes Blockhaus. Die Ortsnamen Kladau, Krs. Slogau, Klodebach, Krs. Grottkau, Klodnitz, Krs. Kosel und Rattowitz, und Kloden, Krs. Suhrau sind höchstwahrscheinlich auf denselben Wortstamm zurückzuführen, doch wird sich ebenfalls kaum mehr feststellen lassen, ob diese Orte einst befestigte Plätze gewesen sind. Der Fluß Klodnitz mag zur Zeit der Namengebung viel Baumstämme im Flußbett geführt haben. Leichter nachzuweisen sind ehemalige Befestigungen in den mit Kamieniec (vom polnischen kamienica — Steingebäude, Steinhaus) benannten Orten. In Schlesien sind darauf zurückzuführen: Camenz, (1096 Kamenec) Krs. Frankenstein, Kamieniec, Krs. Gleiwitz und Lublinitz, Kamitz, Krs. Neisse, Kamnitz, Krs. Glaß und Habelschwerdt, Kamnitz, Krs. Grottkau und Kemnitz, Krs. Hirschberg.

Der Stadtname Ratibor ist in seiner polnischen Schreibung Racibórz (tschechisch Ratibor) ein Adj. possessiv zum Personennamen Ratibor, der aus zwei Wortstämmen rati und bori gebildet ist, die beide im ganzen dieselbe Bedeutung haben: Krieg und Kampf (nach Miklosich: in bello pugnam habens). Er bedeutet also: Ort des Kriegskämpfers. Die Herleitung des Namens aus polnisch grad, grad, tschechisch hrad — Burg und bór Wald, die kürzlich in

einer schlesischen Zeitung gebracht wurde, ist unhaltbar, weil in den Namensschreibungen niemals g oder h vor rat vorkommt. Selbst der Zborplaz daselbst ist nicht ein Plaz vor dem Walde, sondern ein Gemeindeplaz, Versammlungsplaz (auch Kircherversammlung bedeutend); denn zbor stammt vom polnischen Verbum zebrać — sich versammeln und ist nicht ein zusammengesetztes Wort. Wäre dies der Fall, also z die Präposition aus, von oder mit („vor“ heißt przed), so dürfte nicht der Nominativ bór ihr folgen, sondern der Genetiv bzw. Instrumental.

Das Dorf Schweinebraten, Krs. Strehlen hieß polnisch Swinibrod d. h. Schweinfurt. Diese auffällige Namensänderung zeigt deutlich, wie die einwandernden Deutschen die slavischen Namen mundrecht umzubilden und ihnen dabei noch eine Bedeutung beizulegen verstanden, wenn die letztere von der ursprünglichen auch himmelweit verschieden war. Großburg, Krs. Strehlen, hieß 1232 Borek, d. h. Wäldchen. Wegen der Klangähnlichkeit wurde aus borek, dem Diminutiv des polnischen Appellativs bór (= der Wald), Burg gebildet. Auch das 1898 in Breslau eingemeindete Kleinburg hieß 1326 Borek. Bis jetzt führen den slavischen Namen Borek in Schlessien noch Dörfer in den Kreisen Rosenberg, Kreuzburg, Kosel, Neustadt und Pleß. Etwas abweichende, doch auch von bór abgeleitete Namen haben Bohrau, Krs. Oels, der Marktflecken Bohrau, Krs. Strehlen, Groß- und Windisch-Bohrau, Krs. Freystadt.

Wie in verdeutschten Ortsnamen aus dem polnischen borek Burg wurde, ebenso entstand in polonisierten deutschen Namen umgekehrt

aus Burg borek. Aus dem Stadtnamen Kreuzburg (Regierungsbezirk Oppeln) machten die umwohnenden Polen das ihrer Zunge bequemere Kluczboresk, wobei sie aus der ersten deutschen Namenssilbe das ihnen nichtsagende klucz (denn das Kreuz heißt polnisch krzyż) vermeidend, klucz (= Schlüssel) bildeten, das ihnen doch etwas bedeutet, obschon es in der Zusammenstellung mit borek sinnlos ist.

Was die Ausdehnung und Grenzen der slavischen und deutschen Besiedelung betrifft, so kommt es wohl vereinzelt vor, daß slavische Ueberhebung und Größenwahn ein Besitzrecht auf Namen in niemals von Slaven besiedelten Gegenden beansprucht. Der berühmte Slavist Miklosich warnt seine Stammesgenossen vor solchem Uebereifer. Aber ebenso tadelnswert ist die Behauptung, die eine schlesische Zeitung brachte, daß sämtliche Namen von der Weichsel bis zum Narmekanal urdeutsch sein sollen. Dem Verfasser des betreffenden Artikels scheint unbekannt zu sein, daß in Westpreußen, Posen und Oberschlessien noch jetzt eine zahlreiche polnische Bevölkerung wohnt; auch sollte er das Vorhandensein von Wenden und die frühere Existenz von Sorben und Obotriten nicht einfach abstreiten. Man kennt ziemlich genau und gerade aus der Sprache, die die Ortsnamen dem Kundigen reden, die ehemaligen Grenzen slavischer Besiedelung, die an einigen Stellen westlich der Elbe verlaufen, im allgemeinen aber das Gebiet umfassen, das wir mit Ostelbien zu bezeichnen pflegen. Gewiß ist die Besiedelung gegen heut eine spärliche gewesen, und sicherlich ist ein Vielfaches deutscher Wohnsitze mit deutschen Namen zu den früheren slavischen hinzugekommen.

Die Belagerung von Gleiwitz 1626

Von M. Dworski in Hohenlinde O.-S.

Auf seinem Zuge nach Oberschlessien kam Mansfeld oder ein Teil seines Heeres Mitte August des Jahres 1626 vor Gleiwitz, und die Belagerung der Stadt, wie ihre erfolgreiche Verteidigung durch die Bürgerschaft, stehen historisch fest.

Nach einer Tradition hat der in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Gleiwitz verstorbene Tuchmacher Schünkel, ein Gleiwitzer Kind, dem Syndikus seiner Vaterstadt, Koschycki, zum Zwecke der Veröffentlichung folgende Mitteilungen schriftlich übergeben: „Es war eine alte Verpflichtung der Gleiwitzer Bürger — man sagt, seit jener glücklichen Verteidigung gegen die Mansfelder —

jedes Jahr eine Wallfahrt nach Czenstochau zu machen. Die Bürger verpflichteten sich hierzu durch die Ablegung eines Eides in der Pfarrkirche, wobei die Eltern ihre Kinder mitbringen mußten. Am Schlusse des Eides mußten die Eltern den Kindern die Ohren zupfen und die Mütter ihren Säuglingen einen lauten Schrei entlocken, um dadurch anzuzeigen, daß es auch ihr Gelöbniß sei, daß diese Wallfahrt alljährlich bis auf die spätesten Nachkommen wiederholt werden solle. Bei diesen jährlichen Prozessionen, zu denen auch die Kommune beisteuerte, führen gewöhnlich sechs bis acht Personen, meist Verwandte, auf einem Wagen — ich selbst machte die Reise mehrmals

mit meinem Vater oder meiner Mutter mit — und den regelmäßigen Unterhaltungsstoff bot die Belagerung von Gleiwitz, welche ja als Veranlassung zu der Wallfahrt galt. In Psa einem zwischen Wosnik und Roschentin gelegenen Dorfe des Lubliner Kreises, pflegten die Wallfahrer zu übernachten.

Wie mir meine alten Großeltern erzählten, wurde Gleiwitz damals nur durch eine List gerettet, welche eine Bürgersfrau mit Hilfe ihrer Nachbarn ausführte. Als die Truppen Mansfelds vor Gleiwitz ankamen, waren beide Tore verschlossen, mit Balken verrammt und mit Dünger stark von innen belegt, damit die Kugeln nicht durchdrängen; auch die nördliche wie die südliche Seitenpforte waren gut verschlossen. Als nun die Feinde einen Boten in die Stadt durch das südliche Pfortchen schickten, sah dieser auf dem Wege zum Rathause in jedem Hausflur einige Tonnen mit Hirse stehen, auf dem Ringe aber bewaffnete Bürger mit mutiger Miene, welche dem Bürgermeister in Gegenwart des feindlichen Gesandten erklärten, daß sie sich nie ergeben würden, da sie Lebensmittel genug hätten und die hl. Jungfrau Maria durch ihre Fürbitte bei Gott die Stadt beschützen und ihnen im Kampfe beistehen werde. Nun begann der Angriff; die Mansfelder brachten Leitern an die Stadtmauer. Als sie aufstiegen, wurde ihnen kochender Hirsebrei samt den irdenen Töpfen auf die Köpfe geschleudert, so daß sie von den Leitern herabfielen; letztere aber wurden in die Stadt hinübergezogen. Da sich nun die Bürger der Leitern bemächtigt hatten, versuchten die Anführer, ob sie von der Nordseite her der Stadt beikommen könnten, und zogen am Stadtwall bei dem weißen Tore vorbei. Vom Tore herab hat aber ein Bürger den Hauptmann der Schweden mit einem silbernen Knöpfe erschossen. Die Posamentierfrau Arnold hat mir dies in meiner Jugend erzählt und gesagt, dieser Bürger wäre ihr Großvater, namens Haiok, gewesen. Die Angreifer wurden mißmutig, da sie glaubten, daß die Gleiwitzer viele Lebensmittel hätten. Weil sie auf eine lange Belagerung nicht eingerichtet waren, zogen sie nach drei Tagen ab.

Die von den Gleiwitzer Frauen erfommene List bestand aber darin: leere Krauttonnen wurden umgestürzt, und auf den Boden wurde

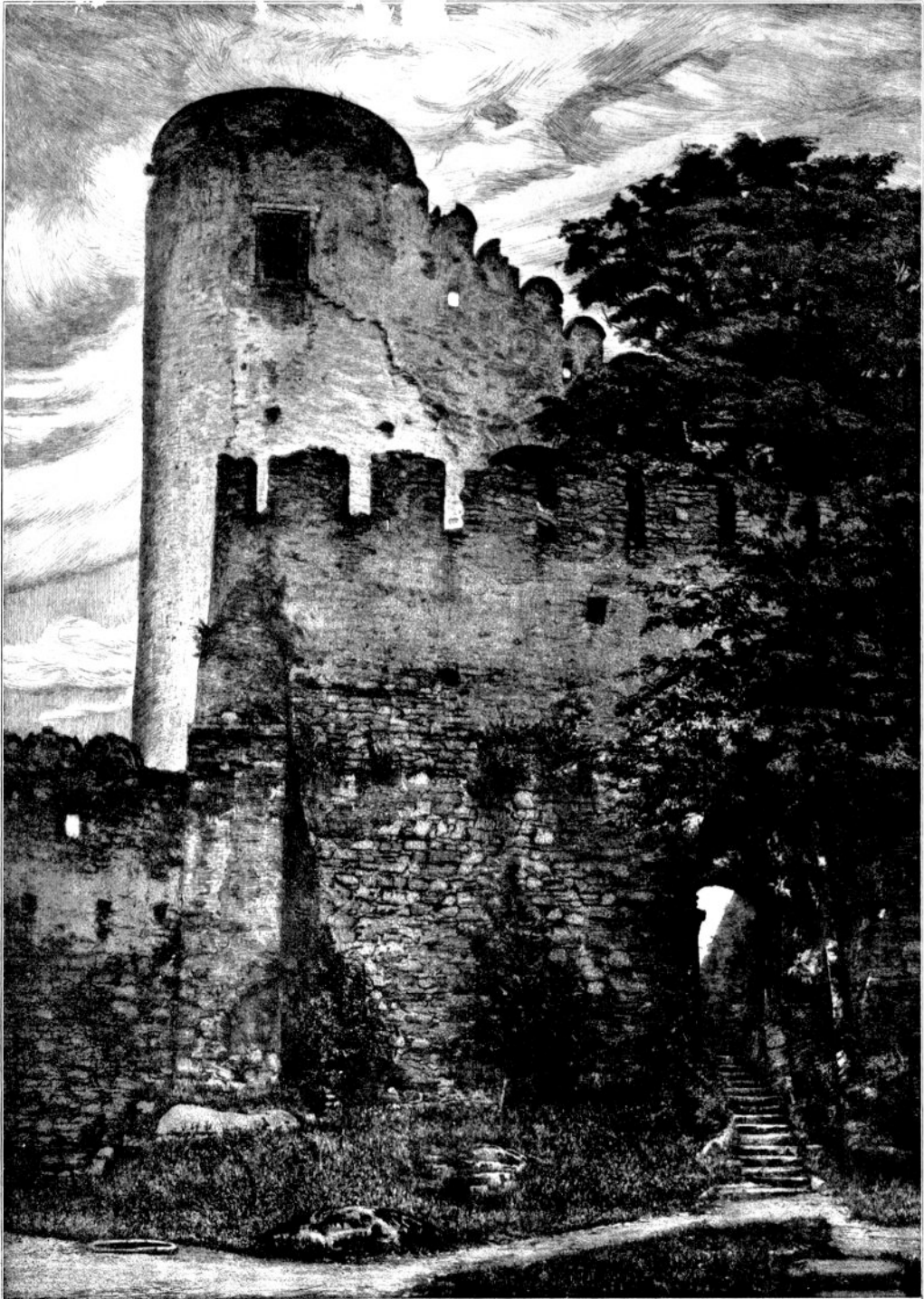
Hir gestreut, so daß das Tor nicht hätte, als wären es viele Sä,

Nachdem die Feinde gezogen waren und die Tore wieder geöffnet wurden, kamen verstreute Landleute in die Stadt und erzählten, was sie von den Mansfeldern bei ihren Wachtfeuern sprechen gehört hätten: Ueber Gleiwitz hätten sie eine lichte Wolke und in ihr die heilige Jungfrau gesehen, welche über die Stadt ihren großen Mantel ausbreitete. Als sie aber im Sturm auf die Belagerten schossen, wäre Maria auf der Mauer erschienen und hätte die Verteidiger mit ihrem Mantel gedeckt, so daß keiner hätte getroffen werden können.

In Gleiwitz herrschte nun große Freude; an der Stelle aber, wo der feindliche Hauptmann erschossen worden, wurde eine Säule mitten auf der Landstraße errichtet, die erst 1820 beim Bau der neuen Chaussee abgetragen wurde; sie stand zwischen dem Hause des Kaufmann Reszczynsky und dem des Tuchmachers Kobl, jetzt Kose.“

Aus dem 18. Jahrhundert existiert noch eine Zusammenstellung der zu jener Prozession nach Ezenstochau erforderlichen Ausgaben, welche lautet: „1.) für die Unterhaltung der Geistlichkeit samt Quartier 25 Gulden; 2.) Rectori 1 Gulden 30 Groschen; 3.) Cantori 1 Gulden 12 Groschen; 4.) Adstanti (Adjuvant) 1 Gulden; 5.) Organisten 1 Gulden; 6.) Calkantistae (Bälgetreter) 1 Gulden; 7.) für die Mahlzeiten der Kirch- und Schulbedienten 48 Groschen; 8.) drei Bauern, so das große Fahnen tragen, 27 Groschen; 9.) Zwei Bauern, so das mittlere Fahnen tragen, 18 Groschen; 10.) von den kleineren, 18 Groschen; 11.) vor die Predigt in Ezenstochau 1 Gulden; 12.) in die Bruderschaft 36 Groschen; 13.) vom Läuten 8 Groschen; 14.) der Garnison 36 Groschen; 15.) dem Torfschreiber bei Einschreibung der Compagnie 7 Groschen; 16.) vor Bewartung der Fahnen und Musikalien 6 Groschen; 17.) dem Paukenträger 18 Groschen; 18.) den Knechten bei 6 Wagen, so die Geistlichkeit, Schulbediente, Kirchapparamenta, die Junggesellen und die Jungfrauen, so die Pigmata tragen, jedem täglich 2 Groschen = 3 Gulden; 19.) Vor Heu zu diesen Wagen 3 Gulden; 20.) vor Quartier für die Geistlichkeit 1 Gulden 30 Groschen; 21.) Dem Rastierer, welcher alles besorgt, 1 Gulden.“





Der Rynast
Nach einer Radierung von Georg Zahn